

7. Strukturelle Beschreibung Frau R.

1. Segment (Originaltranskriptionstext: Zeilen 1-15)

„I: Ich bitte Sie einfach zu erzählen. Von Anfang an. Ich mache mir einige Notizen und werde Sie nicht unterbrechen. Anschließend werde ich dann einige Fragen stellen. Wenn sie dann einfach beginnen.

E:

Ich hatte eine sehr sehr schöne Kindheit im Vorort von Brünn (3 Sek.) in einer herrlichen Villa und einem riesigen Ga ((laut)) **Obstgarten** (+) (3 Sek.) viele Tiere waren dort, wir hatten Obst und (4 Sek.) ((langsam)) und + ((laut)) bis 1939 + ((leise)) wars wirklich schön + (4 Sek.). Mein Vater war Vertreter von –eh- Ziegeln () die er erfunden hat und –eh- meine Mutter war zu Hause (3 Sek.) gepflegten Garten und wir hatten einen Hausmeister, der hats auch versorgt, es war eigentlich das Hobby von meinem Vater, wenn er zu Hause war gerade und dann hat er den Garten betreut und **viele** unbekannte Sorten von Obst gebracht und angepflanzt und **unvorstellbar** ((leise)) dieser Garten existiert nicht mehr + (4 Sek.) /eh/ 39 ich bin gegangen in die Volksschule am Ort bis zur vierten Klasse und meine Freundin beste war eine ... Christin aus sehr frommem Haus ... wir waren sehr viel zusammen ...“

Im Anschluss der Aufforderung an die Autobiografin, eine Erzählung über ihr Leben zu beginnen, entfaltet sie in diesem ersten Segment ihre „sehr sehr schöne Kindheit“. Im Fokus dieser Erinnerung steht jener „Obstgarten“, der diese Kindheit symbolisiert. Er steht für ein sorgenfreies Leben, das mit den Ereignissen im Jahre 1939 jäh beendet wurde. Das Ende der scheinbar unbeschwerten Kindheit markiert eine zeitliche Kategorie, mit der eine Phase des Erleidens beginnt. Die positiven Kindheitserinnerungen gruppieren sich um „viele Tiere“, eine „herrlichen Villa“, „viele unbekannte Sorten von Obst“ usw., die mit dem Jahre 1939, dem biografisch relevanten Wendejahr, eben nur noch die Funktion einer Erinnerung besitzen. Diese Erinnerungen fassen ein zeitlich definiertes Vorher zusammen. Gleichzeitig leitet die Autobiografin negativ erlebte Erfahrungen ein („dieser Garten existiert nicht mehr“, ihr Schulbesuch und ihre christliche Freundin). Die Kürze, mit der die Kindheit erzählt wird, verweist auf jenen Erleidensfokus, der durch das Vorher und das Nachher eingebettet wird. Der Erzähldrang, der zu diesem Erleiden führt, verkürzt die Kindheitsgeschichte auf dramatische Weise.

2. Segment (Zeilen 15-19)

„und 1939 .. als Hitler kam ... noch und noch hat man verboten ich darf nicht gehen in den Turnverein **Sokol** es ist verboten für Juden und –eh- meine Freundin kam zu mir, sie darf mit mir nicht sprechen, ihr Vater hat es nicht erlaubt ... und ((laut)) als neunjähriges Kind habe

ich nicht begriffen **warum** + (5 Sek.) /eh/ nach und nach hat man alles abgeschlossen, aber man hat uns –eh“

In diesem Segment bekommt das Jahr „1939“ die Bedeutung, die den Beginn des Erleidens symbolisiert. In der Figur Hitlers fasst die Autobiografin jene Veränderung zusammen, die für sie und den signifikanten Anderen das bisherige Leben in jeder Beziehung negativ umgewandelt hat. Das prozesshafte Hineintrudeln in das Erleiden und der sich ständig verkleinernde räumliche Wirkungskreis finden ihren Höhepunkt in der Distanzierung der Freundin. Sind die sozialen Kontakte durch das Verbot zum Besuch des „Turnvereins“ drastisch eingeschränkt, so markiert der Verlust des gleichaltrigen signifikanten Anderen eine traumatische Begebenheit. Aus der Sicht des jungen Mädchens formuliert die Autobiografin ihre damalige Konsterniertheit, die sie vermeintlich in der Zeit der Erzählung rationalisiert und begründet.

3. Segment (Zeilen 19-32)

„in unserem Haus gelassen weil es ziemlich draußen war von der Stadt ... –eh- die Schule hat man gesperrt () bin ich gegangen in das Gymnasium es war und selbstverständlich mit der Bahn durfte man nicht mehr fahren, bin ich zu Fuß gegangen mit meinen Geschwistern eine Stunde hin, eine Stunde zurück ... im Winter, im Regen, bei Frost .. (((resignierend))) bis man auch diese Schule gesperrt hat + nachher hat man dann angefangen Kinder zu unterrichten in Wohnungen privat also –eh- es waren Eltern, die eine Wohnung oder ein Zimmer zur Verfügung gestellt haben und wir haben uns jedes Mal woanders getroffen ... ((laut)) es war schon kein Unterricht mehr + es waren keine richtigen Lehrer mehr, wir haben unseren Kopf ganz woanders gehabt ... –eh- -eh- bevor man noch nach zu Hause gelernt hat, hat man gelernt auf der Jüdischen Kultusgemeinde aber das hat man verboten, weil es durften keine größeren Gruppen von Menschen zusammenkommen ... ((laut)) auch von Kindern“

Die antijüdischen Sanktionen verändern das Leben der Autobiografin sowohl öffentlich als auch privat. Die Sozialisationsinstanz Schule ist ihr nicht mehr zugänglich und auch in allen anderen Lebensbereichen wird der räumliche und geistige Bewegungsspielraum immer enger. Einige Familien organisieren sich und unterrichten ihre Kinder in privaten Wohnungen, doch „es war schon kein Unterricht mehr“ und es gab auch „keine richtigen Lehrer mehr“. Das „richtige“ Leben fand woanders statt, dort wo sie keinen Zugang mehr hatte. Dennoch geben die Familien nicht auf, sie wollen ihren Kindern eine Ahnung von Normalität ermöglichen. Doch die Ereignisse eskalierten

und so konnten die Erwachsenen auch vor ihren Kindern diese Illusion nicht mehr aufrechterhalten und dementsprechend hatte auch die Autobiografin ihren „Kopf ganz woanders gehabt“. Die äußeren und inneren Veränderungen und die Hilflosigkeit der Eltern wirken auf sie beängstigend. Die „Verbote“ bestimmen ihren Alltag und sie betont mit großem Unverständnis, dass selbst Kinder sich nicht in größeren Gruppen treffen durften („auch von Kindern“). Mit diesem Verbot legitimierten die Nationalsozialisten letztlich auch das Verbot für jüdische Kinder, die öffentlichen Spielplätze zu besuchen.

4. Segment (Zeilen 33-40)

„+ /eh Im Sommer 41 hat mein Vater im Garten von uns veranstaltet für Kinder in meinem Alter so eine Art Scoutlager () Kinder sind herausgekommen (((wehmütig))) wir haben gespielt zusammen + ... -eh- und man -eh- hat uns ein angezeigt .. also .. der Nachbar von drüben wurde ein großer Nazi ...-eh- er -eh- war ursprünglich aus Sudeten ... sein Sohn ging mit meinem Bruder in die Schule und (((ironisch-resignierend))) die haben uns angezeigt + **dreimal**, die Gestapo hat alles auf den Kopf gestellt zu Hause, war sehr unangenehm, sehr beängstigend ... (((ironisch))) aber sie haben nichts gefunden + /eh/“

Der Vater der Autobiografin unterließ dieses Verbot und stellte seinen Garten zur Verfügung, in dem jene Kinder, die nicht mehr auf öffentlichen Spielplätzen spielen durften, in einem Sommerferienlager unbeschwert ihre Zeit verbringen konnten. Der Vater zeigt sich zumindest gegenüber den Kindern von den Verböten der Nationalsozialisten unbeeindruckt. Seine Aktivität ist nicht das Aufbegehren, sondern der Versuch, mit einfachen Mittel den Kindern die Illusion von Normalität zu vermitteln. Dieser Versuch wird jäh von der Strafanzeige eines Nachbarn zerstört. Es folgen drei Hausdurchsuchungen durch die Gestapo, die für die Autobiografin traumatische Konsequenzen haben und sich in existentieller Angst äußern.

5. Segment (Zeilen 40-45)

„Im März 42 wurden wir nach ((sehr leise)) Theresienstadt + die ganze Familie, fünf Menschen, meine Eltern .. meine Schwester und Bruder (6 Sek.) (((erschöpft))) und + ((stöhnt)) und ich dachte ... die **Angst**, diese schreckliche Angst vor den Durchsuchungen

wird vorbeigehen, wir werden in einem Ghetto sein zwischen lauter Juden und es wird sein Ruhe (5 Sek.) bis zu einem gewissen Zeitpunkt stimmte das auch“

Mit der Hoffnung, der „schrecklichen Angst vor den Durchsuchungen“, der Gestapo zu entkommen, begibt sich die Autobiografin in ihre Deportation nach Theresienstadt. In Übernahme des Identitätsschemas, das ihre Identität in ein Innen und ein Außen unterteilt und das ihre Identifikation mit den Stigmatisierten manifestiert, betrachtet sie das vermeintliche Ghetto als einen Ort, wo sie „zwischen lauter Juden“ leben wird, an dem „Ruhe“ sein wird und den sie sich als Zielort für das neue Zuhause vorstellt. Ihre Hoffnung entspringt weniger dem Realisierungswunsch von vermeintlich neuen Handlungsoptionen als vielmehr dem Fernsein von den Hausdurchsuchungen im Elternhaus und der damit verbundenen existentiellen Angst. Nach der Ankunft in Theresienstadt scheint für sie und ihre Familie diese Hoffnung zunächst auch durchaus als Illusion gelebt worden zu sein.

6. Segment (Zeilen 45-57)

„Mein Vater, als wir nach Theresienstadt kamen, hatte geöffnet einen Garten, einen Gemüsegarten, für Kinder über 14, die sollten dort arbeiten ... und das hat er gemacht bis zu unserer –eh- -eh- Weiter –eh- fahrt nach Auschwitz. Zuerst hatte er gehabt einen Garten außerhalb Theresienstadt und –eh- die Kinder sind nur gekommen unter Aufsicht, später hat er bekommen den Garten vom Haus 410, wo wir, meine Schwester und ich, untergebracht waren, einem Kinderheim, es war ein großer Garten hinter dem Haus ... und dort haben die Mädchen weiter gearbeitet (5 Sek.) Dieser Garten existiert nicht **auch** nicht mehr. Mein Vater bekam, auch draußen, ... () auch in L 410 eine kleine Hütte als **zum schlafen** zum übernachten. Ich kann mich erinnern den der Baracke –eh- Schanzen war ein –eh- Bau aus Holz und Teer und () ich weiß was nicht alles (((nachdenklich, sich kurz unterbrechend))) komischer Bau +, das war eigentlich für Geräte gedacht () am Anfang ...“

Als wäre lediglich ein Ortswechsel vollzogen worden, „eröffnet“ der Vater in Theresienstadt einen Gemüsegarten. Diese Gärten dienten der SS für ihre Versorgung mit frischem Obst und Gemüse und mussten von befähigten KZ-Insassen gepflegt werden. Die Eigenversorgung der Häftlinge mit den Produkten aus den Gärten war verboten. Im Rahmen der Tätigkeit der „Jugendfürsorge“ der „jüdischen Selbstverwaltung“ in Theresienstadt wurden diese Gärten auch als sogenannte „Jugendgärten“ geführt, in denen sich die Kinder und Jugendlichen beschäftigen und arbeiten konnten. Mit der

Schaffung einer schützenden Wirklichkeit im Konzentrationslager setzt der Vater sein Engagement für die jüdischen Kinder fort. So will er die Kinder vor der Gewalt und der Tristesse im Lager bewahren. Scheinbar in Fortsetzung des Lebens und Spielens im Garten ihres ehemaligen Zuhauses erzählt die Autobiografin von diesem Garten in Theresienstadt, der, wie der elterliche Garten, heute „auch“ nicht mehr existiert. Die Verluste identitätsrelevanter Orte werden in immer kürzeren Zeitabständen und in immer engeren Bewegungsfreiräumen erlebt, wie zunächst im Heimatort und dann im Konzentrationslager. Die harmlos klingende „Weiterfahrt“ nach Auschwitz wird in der Erzählung erst einmal von der für sie dominierenden Wirklichkeit des Gartens verdrängt.

7. Segment (Zeilen 57-60)

„((leise)) als wir Typhus hatten hat mich mein Vater dort hingebracht ... hat mich gesund gepflegt ... + ((lacht)) mein größter Wunsch damals war eine **Zitrone**, ich konnte nichts essen, und mein Vater hat mir ((sehr leise)) eine Zitrone + (13 Sek.)“

Die starke Liebe ihres Vaters für sie drückt die Autobiografin in der Begebenheit aus, als sie, schwer erkrankt, von ihm in Theresienstadt eine Zitrone geschenkt bekommt. Ihre Heilung schreibt sie neben der Pflege durch ihren Vater eben dieser Zitrone zu. Daneben ist es wahrlich eine Besonderheit, dass es ihm gelang, eine seltene Frucht in Theresienstadt zu besorgen. Als Akt der sekundären Anpassung, das Sich-Verschaffen von verbotenen Genüssen ohne damit direkt den Feind zu schwächen und sich selbst in große Gefahr zu begeben, kann dieser Vorgang durchaus betrachtet werden. Die besondere Verbundenheit zum Vater und seine Fürsorgefunktion wird auch dadurch deutlich, dass sie allein in den Genuss der Zitrone kommt, während scheinbar noch andere, möglicherweise auch weitere Familienmitglieder, erkrankt sind („als wir Typhus hatten“) und ihnen keine derartige Unterstützung zuteil wird.

8. Segment (Zeilen 60-65)

„Nachher in 410 hat er gehabt eine –eh- eine Hütte aus () Blocken gemacht und er hat dort meine Mutter hingeholt und –eh- gemacht ein Bett zwei Stockwerke und –eh- waren zusammen in dieser Hütte ((laut)) und ich bin damals sehr oft zu ihnen gekommen + weil meine Mutter war schon ziemlich krank damals ... –eh- und ich hab mich bemüht ihr zu helfen. In 410 /“

Der Vater kümmert sich um die kranke Mutter und baut in dem Garten in Theresienstadt eine Blockhütte, in der er seine Ehefrau pflegt. Die Fürsorge und Treue des Vaters wird durch die Konzentrationslagerhaft scheinbar nicht zerrüttet. Die Autobiografin konnte ihre Eltern im Garten besuchen und auch sie hat versucht, ihrer Mutter zu helfen. Die trügerische Familienidylle gehört zu jener illusorischen Wirklichkeitskonstruktion, die ein Festhalten an das ehemalige Leben impliziert und die die Todesangst und die Gewalterfahrungen auszublenden versucht.

9. Segment (Zeilen 66-102)

„ Das werden sie bestimmt noch viel hören und haben schon gehört, nein? War ein Kinderheim/

Ich bin die erste, die sie –eh- -eh- ausfragen?

I: Nein, aber ich würde gerne hören, wie es für sie war.

E: 410 –eh- 410 das war ein (-) Mädchenheim .. für Kinder zwischen Mädchen zwischen 16 bis.. die jüngsten waren zehn –eh- elf, ich war zwischen den jüngsten und wir haben nicht gearbeitet (5 Sek.) vielleicht ein bisschen älter zwölf. In unserem Zimmer waren 30 Mädchen ... alle –eh- Jahrgang 29 bis 31 also das waren elf ... () elfjährige, zwölfjährige, die ältesten waren dreizehn, **knapp** dreizehn ... und wir haben dort gelernt ohne Bücher, ohne Heft, ohne Schreibmöglichkeit, selbstverständlich war das verboten, wir hatten eine .. Aufseherin .. die war sehr streng, aber ich muss sagen, die hatte sehr viel Erfolg, weil **nach** nach'm Krieg als ich in die Schule zurückkam, hat mir hat nichts gefehlt, hab alles Gewusst, trotzdem das ich mehr als drei Jahre nicht in der Schule war ... also ich habe sehr bewundert diese Frau, sie hieß XY und die hat nachher geheiratet den Vater von YZ, die sie morgen besuchen/

Was weiter war weiß ich nicht, weil –eh- aus Theresienstadt, aus dieser schönen Gemeinde, hat man weiter de –eh- exportiert, also es waren dauernd 33 Mädchen im Zimmer .. –hm- ein Zimmer vielleicht zweimal so groß wie dieses [*Anm.: Gästezimmer Rutenberg Institute in Haifa*] ... und Betten drei Stock hoch .. man konnte fast nicht gerade sitzen in dem Bett /eh/ Pritschen auf der ganzen Wand, ein großer Tisch und ein Ofen ein –eh- ein Reiseofen so ein kleiner. Im Winter wenn der Ofen gebrannt hat haben wir uns gemacht aus der Brotration und Margarine, ja, ((schnell)) als Kinder haben wir bekommen etwas mehr zu essen + also wir haben bekommen Brot und Margarine und **Zucker** zugeteilt, von diesem Brot mit Margarine und Zucker haben wir Toast gemacht auf dem Ofen ((leise)) (-) das war eine Delikatesse, das können sie sich gar nicht vorstellen, wie gut das war + (5 Sek.) Mit diesem Ofen hat man geheizt im Winter wenn es Frost war sonst war es ziemlich kalt. Es war war schrecklich viel Ungeziefer .. so viele Menschen auf einem Platz trotzdem wir uns bemüht haben sauber zu halten, es war fast unmöglich .. also in diesem Zimmer ... /eh/ wo man dauert zusammen war, **dreißig**

Mädchen, ohne die Köpfe einzuschlagen .. das bewundere ich bis heute diese Betreuerin, es waren zwei immer, eine lebt in der Schweiz, die XY ist gestorben ... ((leise)) nicht in der Schweiz, in Schweden und eine wohnte in England, ((hauchend)) ja in England + (6 Sek.)“

Zu Beginn dieses Segments versucht sich die Autobiografin zunächst auf der Erzählebene zu orientieren und stellt zwei Zwischenfragen, mit denen sie die formale Richtigkeit ihrer Erzählung überprüfen möchte. Ich fokussiere nochmals mein Erkenntnisinteresse auf die persönliche Lebensgeschichte, demgemäss sie die Erzählung fortsetzt. Vermutlich handelt es sich dabei um den Versuch, die individuelle Erfahrung und die damit verbundene Erinnerung in der Erzählung nicht detaillieren zu müssen. Meine explizite Erzählaufforderung hat einen Plausibilisierungs- und Detaillierungszwang in der Erzählung zur Folge. Es folgt die Darstellung des Kinderheims L 410, in dem die Autobiografin das Zimmer Nr. 28 mit 30 weiteren Mädchen bewohnte. Der besondere Schutz der Kinder und Jugendlichen in Theresienstadt oblag der Abteilung „Jugendfürsorge“ der „jüdischen Selbstverwaltung“. Das betreute kollektive Erleben im Kinderheim zählt zu einer biografisch relevanten Erfahrung der Autobiografin. Dort wird der Schulunterricht mit bescheidenen Mitteln und trotz des Verbots durch die SS fortgesetzt. Dieser Unterricht ermöglicht es ihr, „nach dem Krieg“ die öffentliche Schule ohne Wissenslücken fortzusetzen. Das Bemühen, jedwede Identifizierung als Opfer von sich zu streifen und die Zeit des Holocaust als für sie biografisch nicht relevant zu deklarieren, ist in diesem Segment ausgeprägt. Den Verdienst dafür schreibt sie ihrer „strengen Aufseherin“ zu, einer Betreuerin im Kinderheim, die sich aus den Reihen der Häftlinge rekrutierte. Dieser Frau kommt die Bedeutung einer signifikanten Anderen zu. Der Kontrast zwischen dem Vorher und dem Jetzt wird in der scheinbar nicht ironischen Bemerkung über Theresienstadt als „dieser schönen Gemeinde“ offenbar. Die ausführliche Erzählung über das Kinderheim verweist auf die hohe Bedeutung dieses Ortes für die Autobiografin. Die Reduzierungen in allen Lebensbereichen im Vergleich zum sorgenfreien Leben im einstigen Elternhaus verschieben die Bedeutungen, die die Alltagsobjekten und vor allem auch die moralischen Werte für sie besitzen. So gerät Toast mit Zucker und Margarine zu einer „Delikatesse“, zu einem kollektiven Ereignis in der Notgesellschaft des Kinderheims und zu einer inneren Flucht vor der äußeren Gewalt, die sich durch die Gegenwart des

Konzentrationslagers aufzwingt. Die Erinnerung an das kollektive Verhalten im Kinderheim und des Nicht-Aufgebens ist in der Erfahrungsaufschichtung als besonders positives Erlebnis abgelegt, das für die Entwicklung u.a. der empathischen Fähigkeiten bei dem jungen Mädchen identitätsrelevante Erfahrungen hinterlassen hat.

10. Segment (Zeilen 102-111)

„Ich konnte 50 Jahre hab nicht davon red sprechen hab meinen Kindern nichts erzählt ich konnte nicht darüber reden ohne ... ((leise)) schrecklich aufgeregt zu sein + ... erst /eh/ ungefähr zehn Jahre bin ich das erste Mal gegangen in Beit Terezín nach Givat Haim und ... langsam hat sich alles geöffnet, ich hab dort getroffen ein paar Mädchen die die zusammen waren/

Ich weiß nicht wie viele sie kennen, wie viel Adressen sie haben, wir waren, scheint mir ((leise)) zwölf oder 14 sind am Leben geblieben + (13 Sek.) ((stöhnt)) /eh/ ja,

Von diesem Heim werden ihnen bestimmt Mädchen erzählen“

Der Grad der Traumatisierung spiegelt sich im jahrzehntelangen Schweigen wider und steht dem Wunsch zum Reden über das Erlebte gegenüber. Insbesondere mit ihren Kindern kann die Autobiografin nicht über ihre Lebensgeschichte sprechen. Etwa um das Jahr 1990 herum besucht sie zum ersten Mal den Kibbuz Givat Haim, in dem die Forschungsstätte und das Museum Beit Theresienstadt untergebracht sind und in dem Überlebende des Lagers leben. Die Erfahrungen dort und die Konfrontation mit ihrer Lebensgeschichte und mit Mithäftlingen im Konzentrationslager ebnet ihr den Weg, die Angst zu mildern und das Schweigen zu brechen („langsam hat sich alles geöffnet“). Die Erzählung bricht an der Stelle ab, an der sich die Autobiografin ihren ehemaligen Zimmerkolleginnen im Theresienstädter Kinderheim erzählerisch nähert. Sie orientiert sich daraufhin auf der Erzählebene in der Gegenwart und bindet mich rhetorisch in den Übergang zur Fortsetzung ihrer Erzählung ein („ich weiß nicht, wie viele sie kennen, wie viel Adressen sie haben“). Über die Mädchen, die mit ihr überlebt haben, bemerkt sie, dass mir diese ebenfalls von dem Kinderheim erzählen werden. Diese Anmerkung dient als Orientierungssequenz in der Erzählung, um anschließend wieder an die eigene Lebensgeschichte anzuknüpfen.

11. Segment (Zeilen 111-117)

„Ich war dort –eh- tagsüber mit allem beschäftigt, wir haben .. wie ich gesagt habe gelernt, wenn eine Kontrolle kam von Deutschen hat man immer alles ver verschwinden lassen wer eine Feder hatte und schreiben konnte und man schnell –eh- gesungen, gemalt oder .. die Betreuerin hat schnell ein Buch gefunden und uns vorgelesen, das durften wir machen, lernen durften wir nicht, also man ist nie darauf gekommen, dass wir richtigen Un Unterricht haben ...“

Die Bedeutung von Bildung als ideelles Gut, das dem Individuum immer verbleibt, wird in diesem Segment deutlich. Weil das Lernen in Theresienstadt verboten war, wurde ein Frühwarnsystem eingerichtet, das die „Deutschen“ über den wirklichen Zweck des Unterrichts täuschen sollte. Das Gefühl der Überlegenheit, die Schergen zu hintergehen, bleibt in der Erfahrungsaufschichtung der Autobiografin als überlebenswichtiger Ausweg zur Wahrung ihrer psychischen Stabilität abgelegt und mindert somit die Identifikation als Opfer, das für das Selbstbild eine biografisch-relevante Bedeutung besitzt.

12. Segment (Zeilen 117-129)

„((stöhnt)) und –eh- + ... 19 44 .. im Sommer hat man plötzlich meinen Bruder weggeschickt nach, wir wussten nicht wohin, man hat gesagt in ein anderes Ghetto... meine Mutter war schrecklich –eh- unglücklich darüber .. und –eh- im Oktober als man uns auch in einen Transport eingereiht hat ... wollte mein Vater uns heraus bringen, er konnte eigentlich, weil als Gärtner war er geschützt, aber ((leise)) aber meine Mutter wollte nicht um keinen Preis, sie hat sich + vorgestellt sie wird meinen Bruder finden ... Und so komm kamen wir nach Auschwitz. (((Stimme überschlägt sich))) In Auschwitz waren wir nicht lange +. ((leise)) Selbstverständlich haben wir diese ... –eh- Untersuchung durchgemacht, gleich am Bahnhof war der Mengele +, geschrien rechts und links ((sehr leise)) (((weint))) das war das letzte Mal, dass ich meinen Papa gesehen habe + (((atmet tief ein))) (((gefasst berichtend))) Er ging wahrscheinlich geradeaus ins Gas + ...“

Das Ende der trügerischen Idylle in Theresienstadt wird mit der Deportation der Familie nach Auschwitz eingeleitet. Der Bruder muss Theresienstadt bereits früher als die restlichen Mitglieder der Familie verlassen. Das vermeintliche Privileg des Vaters als Gärtner, der die Familie hätte „herausbringen“ können, wird von der Mutter nicht akzeptiert, da sie ihren Sohn in Auschwitz wiederzusehen wähnt. Aufgrund dieses Umstandes erklärt sich die Autobiografin den Grund ihrer Deportation nach Auschwitz. Dieses Erklärungsmodell stigmatisiert sie nicht als Opfer des Holocaust,

sondern in ihrer Wirklichkeitskonstruktion scheint die Familie aus freien Stücken nach Auschwitz deportiert worden zu sein. Durch diese Deutung erhofft sich die Autobiografin eine Milderung der Entwürdigung ihrer Person und dem Gefühl des Ausgeliefertseins. Die Ereignisse eskalieren und so gerät die Familie bei ihrer Ankunft in Auschwitz in die sogenannte Selektion. In ihrer Erfahrungsaufschichtung der Autobiografin wird dabei der Chefarzt des Frauenlagers Auschwitz-Birkenau, Josef Mengele, der die „Selektionen“ beaufsichtigte, erinnert. Es scheint hier keine Rolle zu spielen, ob es sich wirklich um die Person Mengeles handelte, vielmehr wird Mengele in zahlreichen Zeitzeugenbefragungen als Symbol für die „Selektionen“ und der damit einhergehenden Angst und dem Schmerz der Trennung von Freunden und Familieangehörigen angeführt. Während der „Selektion“ wird der Vater von der Familie getrennt, wonach die Autobiografin ihn nie mehr wiedersehen wird. Sie erwähnt, dass sie „in Auschwitz (...) nicht lange“ waren und doch haben sich in dieser kurzen Zeit identitätsrelevante Erfahrungen eingeprägt. Der Verlust des Vaters, der seinen Kindern und darüber hinaus auch anderen jüdischen Kindern mit seinem Ferienlager und dem Jugendgarten in Theresienstadt Hoffnung zu machen schien und der seiner Tochter stets Vorbild war, wurde in Auschwitz ermordet. Somit wurde die Autobiografin immer mehr auf sich allein gestellt. Die Gewissheit, dass sie mit ihrer Mutter und ihrer Schwester zusammenbleiben wird, wurde erschüttert.

13. Segment (Zeilen 129-153)

„Meine Schwester und meine Mutter wir blieben zusammen bis zur nächsten –eh- Musterung die in einem Raum vorgenommen wurde, aber zuerst, als wir ankamen vom –eh- Bahnhof Bahnhof, wo der Zug stand hat man uns in eine Baracke geholt –eh- mussten uns ausziehen, alle Sachen hat man weggenommen ... –eh- den Frauen sogar Ehering vom Finger gezogen. Ich hatte eine kleine Silberkette, **nichts wertvolles** ... aber ich hatte sie Jahre mit einer kleinen Muschel, ganz klein, ganz wertlos, (((verärgert))) aber man kam zur mir und hat sie heruntergerissen, als ob ich etwas gestohlen hätte + man hat uns die Haare abgeschoren und uns ins Bad geschickt und irgendwelche Fetzen zugeschmissen, die niemandem gepasst haben ... nachher hat man uns wieder gesteckt in irgendeinem Raum ... und –eh- man Nachtmahl geteilt, das war Suppe und ein Stückchen Brot, Suppe haben wir keine bekommen, weil wir kein Geschirr hatten noch ... und das Brot hat man mir gestohlen, weil ich nicht genug aufgepasst hab .. also das war der Anfang, nachher haben wir noch eine Musterung durchgemacht, ausgezogen, und damals hat Mengele meine Mutter weggeschickt. ((leise)) Und wir sind geblieben mit meiner Schwester, wir haben nicht gewusst was weiter, nach zwei Tagen kam meine Mutter zurück .. und wir waren sehr

erstaunt, weil das war nie vorgekommen + hat sie uns erzählt, sie hat immer Abgestanden, separat von den ganzen von der ganzen Gruppe und jeden SS-Mann, der vorbeikam hat angesprochen und gesagt, ich gehör nicht hierher, das ist ein Irrtum. Meine Mutter war eine Wienerin, hat sehr gut deutsch gesprochen und sehr gut ausgesehen, trotzdem die Fetzen, die sie angehabt hat, bis man sie zurück geschickt hat zu uns, wahrscheinlich haben die SS-Leute doch –eh- anerkannt, irgendwie das jemand keine Angst zeigte vor ihnen ... also meine Schwester und meine Mutter wir waren die ganze Zeit zusammen“

Die Autobiografin wird einem demütigendem Ritual im Konzentrationslager unterzogen. Zu den entpersönlichenden Maßnahmen zählen die Schur der Kopfhare und die Wegnahme der eigenen Kleidung. Daneben werden ihr die verbleibenden Identifikationsobjekte abgenommen, die für das Aufrechterhalten eines würdigen Selbstbildes nötig sind: Ihr wird die Silberkette mit der kleinen Muschel abgenommen. Die anschließende „Suppe“ wird ohne Geschirr ausgegeben, so dass sie davon ausgeschlossen bleibt. Das einzige Essen, ein Stück Brot, wird ihr noch gestohlen. Während in Theresienstadt zumindest die Hoffnung auf keine weitere Verschlimmerung der schon unerträglichen Verhältnisse die Autobiografin überleben ließ, so lassen die eskalierenden Zustände in Auschwitz kaum noch Hoffnungen zu und so bestimmt ein Überlebenskampf die Zeit der Häftlinge. Als die Mutter der Autobiografin von ihr und der Schwester getrennt wird und sie nach zwei Tagen wieder zurückkommt, ist das Erstaunen groß. Die Autobiografin versucht sich auf der Ebene der Erzählzeit dieses Vorkommnis damit zu erklären, dass die „SS-Leute“ „anerkannt“ hätten, dass „jemand keine Angst zeigte vor ihnen“. Aufgrund dieser wagen Begründung ist anzunehmen, dass sie nicht mit ihrer Mutter über die wahren Gründe für ihre Rückkehr gesprochen hat und es wahrscheinlich auch keine ausreichende Möglichkeit gab. Wichtig bleibt für die Autobiografin zunächst, dass sie mit ihrer Mutter und ihrer Schwester zusammenblieb.

14. Segment (Zeilen 153-171)

„nach –eh- nach kurzer Zeit ich weiß nicht das verschimmt alles es kann sein eine Woche oder zehn Tage hat man uns weiter geschickt in ein Arbeitslager ich weiß nicht wo das ist Kurzbach/

Kennen Sie Kurzbach?

I: Kurzbach sagt mir jetzt nichts.

E: Ich habe probiert auf der Mappe zu suchen, das müsste sein nicht weit von Auschwitz. Dort haben wir Tankgraben Tankfallen gegraben ... Es war schon .. November, hat angefangen zu frieren ... und –eh- solange wir konnten haben wir gegraben mit der Schaufel, mit einer Hacke, solange der Boden ganz eingefroren war, aber wir waren schon ziemlich tief, dann hat man uns geschickt in den Wald, es war nicht weit weg gelegener großer Wald und –eh- man hat uns gelassen ganz Stämme schleppen auf diese Stelle ... –mh- es war nicht leicht ohne Schuhe, mit Fetzen angezogen, im Frost mit diesen riesigen Stämmen, immer ausgerutscht .. die Frauen haben gewusst ich bin noch ein Kind, haben sie mich immer gestellt in der Mitte, aber es war ein von diesem großen Baum war die größte Last war am Anfang und am Ende, aber es war ein SS-Mann, der hat mich immer raus geschleppt und am Anfang wieder gestellt .. Davon habe ich schreckliche Rückenschmerzen bekommen und ich hab sie bis heute ((lacht)) ((leise)) Was kann man machen? +“

Während der Zwangsarbeit in Kurzbach erfährt die Autobiografin die körperliche und seelische Brutalität der Nationalsozialisten in scheinbar auswegloser Hilflosigkeit. Der Schutz, den ihr die erwachsenen Häftlinge zukommen ließen, wurde stets von den Bewachern eliminiert. Ihr seelischer Schmerz bleibt im übertragenen Sinne bis heute durch die verbliebenen Rückenschmerzen gegenwärtig. Scheinbar resignierend fügt sie sich diesem seelischen Schmerz, der sich als körperlicher Schmerz ausdrückt, damit sie sich nicht ständig mit dieser traumatischen Erfahrung konfrontieren muss. Dennoch wird sie durch die Rückenschmerzen, die sie mit der Zwangsarbeit verbindet, diesem Leid nicht entfliehen können. Es bleibt die Gewissheit, von den anderen Frauen geschützt worden zu sein, zumindest, dass sie sich darum bemüht haben.

15. Segment (Zeilen 171-188)

„Das ging so bis wir gehört haben Detonationen ganz in der Nähe .. hat man uns eingesammelt und zu Fuß sind wir gegangen nach **Groß-Rosen**. Essen haben wir nicht bekommen, das haben jedes Mal irgend etwas gefunden .. –eh- weil die Bevölkerung ist noch vor uns geflohen und ich kann mich erinnern, wir haben meistens in irgendeinem Stall übernachtet und dort waren noch Reste von Futter oder von –eh- -eh- Kartoffeln, die man gekocht hat für die Schweine ... und weil ich noch klein und jung war, war ich immer die erste dabei und habe für meine Schwester und meine Mutter was zu essen geholt /eh/ so sind wir gegangen bis Groß-Rosen. In Groß-Rosen hat man uns wieder duschen lassen und Kleider gewechselt .. und in offene Viehwaggons –eh- eingesammelt und geschickt nach, damals haben wir nicht gewusst wohin, nach Bergen-Belsen .. In Weimar standen sehr viele Züge und wir konnten irgendwie auch nicht weiter gleich und es war ein fürchterlicher Angriff ... selbstverständlich konnten wir nicht aus dem Waggon, aus dem offenen Viehwaggon heraus .. und unserer Waggon waren Tote erschlagen, ich weiß nicht, irgendwelche Gegenstände wahrscheinlich die geflogen sind ... die SS die haben sich gleich in Sicherheit gebracht (5 Sek.) und /eh/ nachher sind wir weitergefahren mit den Leichen im Waggon bis Bergen-Belsen. (((holt tief Luft)))“

Während mit der Roten Armee die Front von Osten nach Westen vorrückt, werden die KZ-Häftlinge auf sogenannte Todesmärsche geschickt. Auf dem Weg in das Konzentrationslager Groß-Rosen ernährt sich die Autobiografin von Futter, das für „Schweine“ vorgesehen war und später wird sie in „offenen Viehwaggons“ weiter in das Konzentrationslager Bergen-Belsen deportiert. Die Gleichsetzung von Juden mit niedrigem Vieh entspricht einerseits dem perfiden Menschenbild der Nationalsozialisten und andererseits empfindet die Autobiografin ihr Dasein in dieser demütigenden Lebensphase dem des Viehs untergeordnet. So handelt es sich bei dem Futter nur noch um Reste, das eigentliche Futter haben die Schweine bereits gefressen. Als Privileg empfindet sie den Vortritt, den man ihr bei der „Essensausgabe“ aufgrund ihres jungen Alters gelassen hat, wodurch sie auch noch ihre Mutter und ihre Schwester mitversorgen kann. Dem Tode nah und sogar mit „dem Tod“ in den Viehwaggons fahrend, gelangt sie schließlich nach Bergen-Belsen. Sie hat keine Zeit und keine Möglichkeit mehr, Handlungsoptionen abzuwägen oder sogar Handlungsplanungen in Betracht zu ziehen, da das physische Überleben vorrangig geworden ist. In immer kürzeren Abständen ereignen sich lebensbedrohliche Momente und ein Ende scheint nicht abzusehen zu sein.

16. Segment (Zeilen 188-194)

„Bergen-Belsen war das fürchter fürchterlichste, das kann sich niemand vorstellen/

Ich

weiß nicht, ob sie mal gesehen haben diese schreckliche Lastautos mit den Toten, es sind doch Fotografien darüber ... volle Lastwagen, wo man nur Köpfe und Beine und Hände und –eh- () gesehen hat, volle volle Lastwagen .. (((bestimmend))) das war ein Hungerlager (6 Sek.) /eh/ ich weiß nicht wie viele in einer Baracke waren“

Zur argumentativen Unterstützung ihrer eigenen Erfahrungen in Bergen-Belsen erwähnt die Autobiografin, auch in verstärkender rhetorischer Anrede an den Interviewer, die Fotografien über die Verbrechen an den Menschen in Bergen-Belsen, die zeigen und vor allem beweisen, dass es „volle Lastwagen“ mit Leichen gegeben hat. Das, was ihre Sprache nicht mehr beschreiben vermag, weil es sich um übermächtige traumatische Erfahrungen handelt, soll durch die Zeugenschaft und die Beweiskraft der

Fotografien gestützt werden. Daneben greift diese Erfahrung lediglich einen Aspekt in ihrer Odyssee durch die Konzentrationslager auf, was jedoch in ihrer Erinnerungsaufschichtung als „das Fürchterlichste“ abgelegt ist.

17. Segment (Zeilen 194-209)

„ich war dort meistens bewusstlos, ich bin am Leben geblieben dank meiner Mutter und meiner Schwester, die mich –eh- immer gehalten haben **aufwärts**, weil sonst hätte man mich geschickt in ein Krankenlager und von dort ist niemand zurückgekommen ... wir haben bekommen am Tag am Morgen eine braune (((angeekelt))) Wasserpansche + die man Kaffee genannt hat, eine Scheibe Brot und .. –eh- zu Mittag haben wir bekommen einen Schöpflöffel Wasser mit –eh- ein Stückchen Rübe –eh- .. das war wieder für für Schweine –eh- für Futter, nicht für Menschen, weiß nicht wie die Rübe heißt, und eine Scheibe Brot jeder und diese einer Schöpflöffel von Wasser (((die Unglaublichkeit betonend))) war für drei Menschen gedacht + wir haben auf einer Pritsche drei Menschen geschlafen ... Also das war unglaublich ... Die Menschen sind so umgefallen (((macht eine Handbewegung nach unten))) und sind am Boden liegen geblieben **mit dem Satz, mit dem einen Wort** umgefallen au auch meine gute Bekannte aus Brünn, plötzlich lag sie tot ((leise)) neben nebenan + (((schluchzt))) (8 Sek.). Dort waren wir von Jänner Ende Jänner scheint mir, also die genauen Daten haben wir nicht gewusst, es war ungefähr bis Mai, bis man uns befreit hat ...“

Der allgegenwärtige Tod in Bergen-Belsen und die eigene Verelendung bestimmen die Gedanken der Autobiografin. Den seelischen Beistand der Mutter und der Schwester wähnt sie als Grund, dass sie die Brutalität überlebt hat. Mit dieser Erinnerung bindet sie sich ideell an die Mutter und die Schwester, die die letzten beiden Personen sind, die sie mit dem Leben vor der Verfolgung verbindet. Die menschenunwürdigen Daseinsbedingungen werden über die mangelhafte Ernährung und die erniedrigende Unterbringung dargestellt. Es handelt sich hierbei um Kategorien, die elementarste menschliche Bedürfnisse betreffen und die ihr dennoch versagt bleiben. Der Verlust des zeitlichen Denkens verweist auf den Grad der Desorientierung und Daseinsbedingungen, die es nicht mehr zuließen, sich über Lebensaspekte zu definieren, die über das eigene Überleben hinwegreichten. Der Verlust ihrer „guten Bekannten“ aus Brünn signalisiert, dass der baldige eigene Tod nicht unwahrscheinlich zu sein scheint. Biografisch relevant scheint eine mögliche Vermeidungshaltung, enge menschliche Bindungen eingehen zu können, da die Angst vor dem Verlustschmerz eine größere psychische Belastung darzustellen vermag, als das positive Leben einer engen Freundschaft. Die Befreiung, die nicht genau

datiert werden kann, wird nur noch unter dem Schleier einer nüchternen, nicht mehr als freudig erlebbaren Notiz erinnert, da sowohl ihr Körper als auch ihre psychische Verfassung keine überschwängliche Freude mehr zuließen.

18. Segment (Zeilen 209-218)

„/ah/ als die Deutschen weggelaufen sind und –eh- die Front war schon sehr nahe ha hat man erzählt, ich weiß nicht wie weit das wahr ist, --eh- hat man erzählt, dass die Lagerälteste, das heißt die Barackenälteste bekamen eine Zuteilung Brot für alle –eh- alle Insassen mit der Anweisung erst morgen in der Frühe verteilen .. aber ein in einer Baracke hat man sofort das Brot geteilt und alle sind umgekommen, das hat man erzählt, wie weit das wahr ist weiß ich nicht, auf jeden Fall haben wir das Brot nicht mehr bekommen, weil man hat gesagt es ist vergiftet und wir waren ganz ohne Essen bis die Engländer kamen, also das war auch fürchterlich, es war nicht zu essen nicht zu trinken ..“

Als dramatische Befreiungsgeschichte, die sich auch aus Fremdwissen resp. aus später erworbenem Wissen speist, führt die Autobiografin den Tod zahlreicher Häftlinge durch vergiftetes Brot an. Diese Geschichte erinnert an den Tod von Häftlingen in Konzentrationslagern, die nach ihrer Befreiung aufgrund von üppiger Nahrungsaufnahme nach der langen Zeit der Entbehrung starben. Es handelt sich um die Zeitspanne zwischen der Flucht der „Deutschen“ und dem Eintreffen der „Engländer“ in Bergen-Belsen. Aufgrund der vermeintlichen oder wirklichen Vergiftung des Brotes verzichtet die Autobiografin auf die Nahrungsaufnahme, wodurch mangelbedingt der hohe Stellenwert von Nahrungsmitteln begründet liegt, die eben nicht als ständig verfügbares Gut zur Verfügung stehen.

19. Segment (Zeilen 218-221)

„wir sind herausgegangen mit meiner Schwester, herausgekrochen, es war Mai und haben vom Baum die Blätter gezupft, die kleinen Sprossen das haben wir gegessen und haben behauptet das wäre eine Delikatesse, das schmeckt wie Mandeln ...“

Glückselig erzählt die Autobiografin von einer individuellen Variante ihrer Befreiung, die mit einem neuen Lebensabschnitt eingeleitet wird, der durch das „Herausgekrochen“, wie aus einer Höhle oder einem Erdloch,

gekennzeichnet wird. Mit positiv markierenden Bezeichnungen in diesem Segment („Mai“, „Delikatesse“) bezeichnet sie den Beginn einer zukunftsorientierten Haltung gegenüber den weiterhin katastrophalen Lebensbedingungen, aus denen sie sich jedoch zu befreien versteht und damit erzählerisch auf ihre Handlungsfähigkeit verweist. Andererseits verweist sie auf einen eklatanten Mangel und die Demütigung, die das Verspeisen von „Sprossen“ mit sich bringt, dass jedoch wiederum durch die ironische Haltung, das es sich dabei geschmacklich um Mandeln handle, relativiert wird. Sie scheint zwischen diesen Aspekten hin und her gerissen zu sein und offenbart damit sowohl ihre Freude als auch ihren Hass, die sie dazu veranlassen, Sprossen von Bäumen zu essen.

20. Segment (Zeilen 221-229)

„Als die Engländer kamen haben sie einen großen Fehler gemacht, sie haben verteilt Hühnersuppe, sie dachten das ist das leichteste was man verteilen kann .. aber das war nicht für jeden das richtige, diese Hühnersuppe hat mich auf die Beine gebracht, meine Schwester wurde sehr krank (8 Sek.) ((weint)) und meine Mutter starb, eine Woche ... vorm Krieger (11 Sek.) Nachdem sie das alles durchgemacht hat ... und ... wie ich am Leben war ist sie gestorben ungefähr eine Woche vor Krieger (13 Sek.) Ich weiß nicht, wo sie begraben ist ... wahrscheinlich in einem gemeinsamen Grab ... aus Bergen-Belsen sind noch sehr viele nach dem Krieg gestorben (8 Sek.)“

Dieses Segment ist durch relativ lange Gesprächspausen gekennzeichnet, die auf den hohen Grad einer Traumatisierung schließen lässt, der durch das Eintauchen in die Ereignisse gekennzeichnet ist. Die Tragik der Befreiung manifestiert sich in dem Tod ihrer Mutter, für den sie die „Engländer“ verantwortlich macht, da sie durch das Verteilen von „Hühnersuppe“ einen „großen Fehler“ gemacht hätten. An dieser Stelle macht die Autobiografin von einer kleinteiligen Verschiebung von größeren Zusammenhängen Gebrauch, wonach sie nicht die Nationalsozialisten mit ihrer antijüdischen Verfolgung für den Tod ihrer Mutter verantwortlich macht, sondern eben die „Engländer“ mit ihrer „Hühnersuppe“. Allerdings war es die gleiche Suppe, die die Autobiografin und ihre Schwester „auf die Beine gebracht“ hat. Die Tragik der Ereignisse wird erzählerisch zusätzlich durch eine scheinbare paradoxe Bedingung erhöht („wie ich am Leben war, ist sie gestorben“). Die Leiche ihrer Mutter wurde nie gefunden, so dass diese vermutlich in einem

Massengrab vergraben wurde, was die Autobiografin sprachlich mit „in einem gemeinsamen Grab“ abzumildern versucht und somit die Grobheit der Ereignisse entschärft, damit das Andenken an ihre Mutter eben nicht mit dieser Demütigung in Verbindung gebracht wird. Mit der Erwähnung, dass noch nach der Befreiung in Bergen-Belsen „sehr viele“ der Häftlinge gestorben sind, scheint eine, wenn auch emotional schwache, Relativierung der Tragik, die zum Tod ihrer Mutter führte, nachgetragen zu werden, die möglicherweise für die Autobiografin tröstlich sein kann.

21. Segment (Zeilen 229-240)

„/eh/ von Bergen-Belsen hat man uns nach Celle gebracht ... in Celle, die Engländer waren nicht besonders nett, ... –eh- meine Schwester hat man ins Krankenhaus gebracht da sie krank war –eh- das war irgendeine Krankenzelle eigentlich und –eh- mich hat man untergebracht in einem Pferdestall ... ohne Stroh am Boden, keine Tür, nichts, alles offen ... ich hab gedacht das geht nicht, ich bin nicht bereit weiterzumachen ... und hab angefangen zu arbeiten, hab gesucht Arbeit und man hat mich aufgenommen als Hilfsköchin für eine Köchin –eh- für englische Offiziere ... und –eh- da habe ich gearbeitet .. bis September August September, nachher, die Köchin ist nach Hause gefahren, bin ich allein geblieben, hab weiter gekocht und die haben es gegessen und wahrscheinlich war das Essen genießbar ((lacht)) Ich hab nie gekocht vorher, war 15 Jahre alt ...“

Nachdem sie und ihre Schwester von Bergen-Belsen nach Celle in ein Displaced-Persons-Lager gebracht worden waren, wurde ihre Schwester ins Krankenhaus gebracht. Der Autobiografin missfällt die scheinbar aufgezwungene Passivität und die Art der Unterbringung, die wieder mit einer Unterbringung von Tieren gleichgesetzt wird („Pferdeställe“). Sie ergreift die Flucht nach vorne und beginnt eine Arbeit als „Hilfsköchin“ für die englische Armee und nach einigen Wochen sogar als eigenverantwortliche Köchin, obwohl sie mit ihren 15 Jahren vorher „nie gekocht“ habe. Die Organisation des Alltags, der Übernahme von Verantwortung für die eigene Person und der Versuch nach biografischer Orientierung beginnt Dominanz zu gewinnen, was einen biografisch relevanten Prozess nach Handlungsplanung, ihrer Realisierung oder zumindest eines Ausprobierens in der Lebensgestaltung in Gang setzt, der sich der lange erlittenen Todesangst und den erlittenen Verlusten entgegenstemmt und somit auch Raum für Schweigen über das Erlebte ermöglicht.

22. Segment (Zeilen 240-262)

„und was war weiter? Ich hab gedacht bis meine Schwester soweit gesund ist, dass sie mit einem Roten-Kreuz-Zug nach Hause fahren kann, das hat man gewartet, weil eh- eh- das ganze Gleise war doch kaputt und man konnte keine Züge schicken ... Ich weiß nicht genau wann das war, August September wahrscheinlich ... Also über den ganzen Sommer sind wir noch geblieben in Celle ... **Und** mit dem ersten Zug sind wir nach Hause gefahren ... meine Schwester war sehr schwach, ganz abgemagert mit einem riesigen Bauch und als wir nach Hause kamen, mein Bruder war schon zu Hause, das Haus war ganz leer, ausgeräumt, es hatte ein Nazi dort gewohnt und als die Russen näher kamen wollte er die ganzen Möbel wegnehmen nach Deutschland überführen aber das konnte er nicht mehr, mein Bruder erzählte er hat die Möbel irgendwo gefunden auf einem Hof zertrümmert zu Stückchen .. also mein Bruder war er ging zusammen mit den Russen .. nach der Front, die Russen kamen vorwärts und er ist hinterher auf einem Fahrrad .. hinter ihnen her gefahren bis nach Hause. Ich weiß nicht genau, was und wo mein Bruder war, er wir haben nie darüber gesprochen, wir konnten nicht, heute tuts mir leid, aber .. ((Stimme brüchig)) er lebt in Kalifornien, in Berkeley + ... –eh- einmal werde ich ihn noch fragen. Er kam nach Hause, das Haus war leer, niemand war dort, hatte ein paar Möbel zusammen genommen, wo er gefunden hat nach Hause gebracht ..Also meine Schwester ist vier Jahre älter als ich und mein Bruder zwei Jahre .. ((stöhnt)) also war ein junger Bursch (5 Sek.) und wie wir nach Hause gekommen sind und ich habe gesehen, dass mein Vater nicht zu Hause ist, habe ich verstanden ((weint)) ich werde ihn nie sehen ...“

Zunächst versucht sich die Autobiografin auf der Erzählebene zu strukturieren, was ein phasenorientiertes Erinnern mit vereinzelt Gegenwartsbezug beinhaltet. Sie fühlt sich für die kranke Schwester verantwortlich. Die Sehnsucht nach einem Zuhause offenbart sich in der Tatsache, dass sie mit dem „ersten Zug“, der möglich war, „nach Hause“ gefahren ist. Das ehemalige Elternhaus ist leer und ebenso entleert scheint auch ihre Hoffnung auf die Wiederkehr der guten Zeit ihrer Kindheit. Der Vater kommt nicht nach Hause und die Autobiografin gesteht sich die Gewissheit ein, dass ihr Vater tot ist. Mit diesem Moment endet ihre Kindheit. Die Bemühungen des Bruders, die ehemaligen Möbel wiederzubeschaffen, scheitern ebenso wie der Austausch über die Erfahrungen des Bruders und das Reden über die gemeinsamen Erfahrungen der Geschwister während des Holocausts. Die enttäuschten Hoffnungen, dass das Leben nicht mehr so unbeschwert sein wird wie vor der Verfolgung, bekräftigen zusätzlich das gemeinsame Schweigen.

23. Segment (Zeilen 262-294)

„und so sind wir drei geblieben und haben beschlossen, was wir machen sollen, meine Schwester hat Abitur gemacht, mein Bruder ist gegangen in die /eh/ in die siebte Klasse

Vorsch Abitur und ich bin gegangen in –eh- Bürgerschule, die letzte Klasse, es war ... und ich habe beschlossen ich bleib nicht dort, weil meine Nachbarinnen sind gekommen und haben mich gefragt wann meine Schwester entbinden wird ... ((weint)) damals habe ich gesagt ich bleib nicht hier, ich kann hier nicht leben ... ich hab die letzte Klasse Bürgerschule fertig gemacht und bin gegangen auf –eh- Hachschara/

Ich weiß nicht ob sie dieses Wort schon einmal gehört haben einmal, das war so eine Vorschule für zu kommen nach Palästina in ein Kibbuz, gemeinsames Leben /eh/ -eh- ich habe gesagt ich will lernen wo ich leben werde das heißt hier [*Anm.: in Israel bzw. damals Palästina*] und –eh- bin gegangen () Prüfung auf diese Hachschara, das war auf der Slowakei und ich habe gehofft ich komme sehr schnell nach –eh- Israel und kann hier weiter lernen .. aber man hat mich auch dort zu sehr zu lange aufgehalten und ich bin ins Land gekommen erst als ich 18 war und man hat gesagt: Du bist zu alt, du gehst nicht mehr in die die Schule ... Ich war in ein Jahr in ein Kibbuz ... und –eh- nachher bin ich gegangen in ein .. Kinderschwesterschule .. das heißt Säuglingsschwester und bin Säuglingsschwester geworden. ((laut)) Das eigentlich was ich immer wollte + Meine Schwester wollte ich soll noch in in Brünn lernen, aber ich habe gesagt, ich kann nicht dort bleiben ((leise)) wo man mich nicht will + .. und ich dachte wir kommen hier her Alija () und kann hier lernen, aber das ist nicht passiert, also habe ich gelernt auf eigene Kosten ... habe eineinhalb Jahre gelernt Säuglingsschwester /eh/ ohne das ich etwas zu essen hatte und wo zu wohnen und meine Schwester ist gekommen nachher, diese Schule war in Jerusalem und meine Schwester ist gekommen nach Jerusalem, damals schon verheiratet, mit einem Kind und sie bekam eine Wohnung und ich lebt bei ihr, eineinhalb Jahre ... und gegessen habe ich meistens das Kinderessen, was so übrig geblieben ist und wir bekamen –eh- zur () eine Scheibe Brot mit Marmelade, also von dem habe ich gelebt, meistens –eh- zu Fuß gegangen in die in die Schule, es war ein Säuglingsheim, von der Wohnung meiner Schwester war das auch eine gute halbe Stunde zu Fuß zu gehen .. –eh- das ging so bis ich fertig war ... /mh/ 1950“

Die Autobiografin kann sich nicht mehr mit der ehemaligen Heimat identifizieren. Sie bleibt an jenem Ort fremd, der für sie symbolisch das Glück bedeutete. Der Verlust und das Trauma sind zu groß für eine Rückkehr in das einstige Leben. Sie zieht daraus ihre Konsequenzen und bereitet sich in der Hachschara¹ auf ihre Emigration nach Palästina vor. Die Entfremdung mit den Nachbarn wird durch die Nachfrage nach dem Entbindungstermin der Schwester manifestiert, da es sich bei dem „riesigen Bauch“ (siehe Interviewtext von Segment 22) um eine hungerbedingte Aufschwemmung des Bauches handelt und nicht um eine Schwangerschaft. Durch diesen Schock festigt sie ihren Entschluss, die Tschechoslowakei zu verlassen. In Palästina angekommen, wird sie in einen Kibbuz geschickt und besucht eine Kinderkrankenschwesterschule. Sie lernt einen sozialen Beruf und damit genau das, was sie „immer wollte“. Sie nimmt derweil viel Unwegsamkeiten auf sich, die jedoch leichter zu ertragen sind als die Vorstellung, weiterhin in der Tschechoslowakei zu leben. Von der räumlichen Distanz zu den Orten des Holocausts erhofft sie sich eine Distanz zu den Erinnerungen und den

¹ Hachschara (hebräisch: Ertüchtigung) bezeichnet eine landwirtschaftliche und handwerkliche Ausbildung zur Vorbereitung auf die Einwanderung nach Palästina resp.

Schmerzen, die sie durch ihr Schweigen aufrechtzuerhalten versucht. Sie stellt sich nicht ihren traumatischen Erfahrungen und erwartet durch ein „neues“ Leben eine Erlösung von den Qualen der Erinnerung. Dabei möchte sie als angehende Säuglingsschwester durch den Umgang mit den unschuldigen Neugeborenen symbolisch die Hoffnung auf ein neues Leben stärken.

24. Segment (Zeilen 294-301)

„ich habe ihnen nicht gesagt, ich kam nach Israel .. zwischen drei ersten Schiffen die gekommen sind nach Israel am 15. Mai 1948, in der Früh, wird gekommen in Port Yaffo, vom Schiff hat man uns mit kleinen Booten zum Hafen gebracht, weil das Schiff konnte nicht näher ran ... es waren drei Schiffe auf einmal, also eine große Menge Menschen, es war dort kein Gebäude nur ein großer Hof .. und es kamen Flugzeuge mit Araber und die haben in die Menge hereingeschossen vom Flugzeug mit einem Gewehr, nicht Bomben oder so etwas, reingeschossen mit einem Gewehr, (((ärgerlich-traurig))) das war die Begrüßung +“

Als detaillierendes Subsegment der Erzählung über ihre Emigration nach Israel fügt die Autobiografin die Erzählung über die Schiffslandung im israelischen Hafen nach. Als große Enttäuschung erfährt sie ihre Ankunft im Hafen von Yaffo bei Tel Aviv. Sie wird Teil eines neuen Konfliktes. Erneut sieht sie sich als Jüdin angegriffen und verfolgt und muss sich entgegen ihrer Hoffnung auf ein ruhiges neues Leben in Israel gegenüber diesen Konflikten verhalten.

25. Segment (Zeilen 302-341)

„Dann hat man uns schnell schnell weggeschickt, hat man uns weggeschickt in Hotels und gesagt –eh- morgen in der Früh bekommt ihr die Koffer, jeder ist gekommen mit einem Koffer, mehr durfte man nicht mitnehmen, weil wir sind nachher raus gekommen –eh- Alija Beth –eh- das heißt i o –eh- ((hüstelt)) nicht legal ... und /eh/ mit solchen alten Schiffen kleinen Wackelkahn .. /eh/ ((laut)) es ist noch soviel zwischen durch passiert, das ist alles in Kürze, ja? + -eh- wir sind alles aus der Tschechoslowakei über die Grenze auch illegal gegangen, die war schon geschlossen und das war im Feber 48, im Schnee, über die Grenze gegangen bei Asch ... und –eh- organisiert war das von (Zochnut), man hat uns dort irgendwie untergebracht in einem Haus und weitergeführt mit Lastwagen nach Marseille, in Marseille hat man uns wieder untergebracht in irgendein Gebäude, das war rund ohne Türen ohne Fenster, ganz lange Gebäude, ich weiß nicht was das früher war, vielleicht ein Stall, ich weiß nicht, dort hat man untergebracht Frauen, Kinder, Männer, alles auf einmal,

Israel. Entsprechend beinhaltet diese Ausbildung auch eine Vermittlung politisch-zionistischer Werte und das Erlernen der hebräischen Sprache.

Familien, alles zusammen und dort haben wir gelebt bis Anfang Mai (((erstaunt))) 48 + ... – eh- ach Mai dauernd hat man weggeschickt Schiffe, meistens –eh- das war noch illegal, wir waren das erste Schiff, das legal **ankam**, aber nicht herauslief ... aus Marseille ... –eh- also nächsten Tag haben wir bekommen das Gepäck ... es war ein Mädchen bei mir von dieser Hachschara und ich, wir sind zusammen gekommen ... und –eh- man hat uns gesagt Adresse, wo wir hinfahren sollen und uns melden, das war hier bei Haifa, ein Kibbuz, der heißt Hoffnung ... und –eh- (((skeptisch))) wir sollten hinfahren + ... also in Tel Aviv am Bus haben wir bekommen eine Fahrkarte nach Haifa und von Haifa nach Kibbuz in den Kibbuz, als wir aber in Haifa ankamen hat man uns gesagt: Es tut uns leid, heut fährt schon kein Bus mehr dorthin, erst morgen ... also was haben wir gemacht, zwei Mädchen, ich hatte eine Adresse von meiner Tante –eh- in der Nähe von .. Haifa /ei/ und () wollte hinfahren + aber ich hatte nur drei Dollar in der Tasche, drei Dollar war damals sehr viel Geld ... –ah- wollte ich eine –eh- zwei Fahrkarten kaufen, hat man uns gesagt für Dollar verkaufen sie uns keine Karten, () **also gut +** haben wir uns hingeworfen vor der Station auf die Koffer und gewartet bis/

Aber das können sie sich nicht vorstellen, das war in –eh- () das ist die deutsche –eh- Straße, die heute hergerichtet wurde in Haifa ...dort war Egged, das heißt –eh- die Autobusstation ... und –eh- das war eigentlich ein arabisches Viertel, weil die Deutschen sind weg und Araber sind in die Häuser eingezogen .. also die was aufgepasst haben auf die Autobusse sind zu uns herausgekommen und gesagt: ((leise)) seid ihr verrückt? + ihr zwischen in den arabischen Viertel, ihr wollt hier sitzen?, ((murmelt Laute)) was kann ich machen?, Autobus in den Kibbuz fährt nicht mehr, Fahrkarten zu meiner Tante kann ich nicht bekommen .. () also warten wir für morgen ... nun, von innerhalb von ein paar Minuten waren die Fahrkarten da, also sind wir zu meiner Tante gefahren“

Ihre Emigration wird zur Flucht. Die Grenze aus der Tschechoslowakei heraus übertritt sie „illegal“. Über Marseille, wo sie in einem unwirtlichen Gebäude untergebracht wird, das sie an einen „Stall“ erinnert, gelangt sie schließlich nach Israel. Die Ankunft im Hafen ist nicht freudig und es gibt Assoziationen mit Theresienstadt, denn auch dort durfte man lediglich mit „einem Koffer“ ankommen. Sie erlebt eine Odyssee, die mit der Ankunft in Israel nicht beendet wird, aber diesmal in die Freiheit. Doch ist diese Reise nicht freiwillig, da der Leidensdruck von ihrem ehemaligen Zuhause in der Tschechoslowakei zu groß geworden ist. Es scheint für sie keine Alternative zu geben und so wagt sie die Emigration, die bereits mit der Deportation nach Theresienstadt als Flucht begonnen hatte. Unmittelbar nach ihrer Ankunft in Haifa wird sie mit einem Aspekt der innenpolitischen Problematik Israels konfrontiert. Die Warnung von Passanten, sich nicht im „arabischen Viertel“ von Haifa aufzuhalten, scheint einen Konflikt hinaufzubeschwören, der von außen auf das individuelle Dasein einwirkt und die Hoffnung auf ein unbeschwertes Leben in der neuen Heimat trübt.

Dieses Segment ist von einer erzählerischen Raffung geprägt („ist noch soviel passiert zwischendurch passiert, das alles in Kürze, ja?“), da in der Erfahrungsaufschichtung die erzählten Situationen einen hohen Grad und eine Fülle von biografischer Relevanz aufweisen. Die Autobiografin befindet

sich an einem Wendepunkt in ihrer Biografie, der das Vorher und das Nachher voneinander trennen und den biografischen Neubeginn markieren soll. Die Erwartungen diesbezüglich sind dem Grad der Enttäuschung entsprechend. Die Übermächtigkeit ihrer Erlebnisse stellt sie mit der Bemerkung „aber das können sie sich nicht vorstellen“ dar, womit sie den Interviewer als Spiegel ihrer Sprachlosigkeit benutzt. Biografisch relevant scheint auch die Erfahrung zu sein, dass sich vermeintlich aussichtslose Situationen dahingehend auflösen, dass irgendetwas oder irgendjemand erscheint, der oder das ihr hilfreich zur Seite steht, so wie sie es mit dem Erwerb der Fahrkarten präsentiert.

26. Segment (Zeilen 341-348)

„die haben uns sehr schön aufgenommen uns beide ... und wir sind ... dort geblieben paar Tage und meine Tante, eigentlich war das mein Onkel, nicht meine Tante, die Frau von meinem Onkel hat mich gefragt –eh- ich soll ihr erzählen, was passiert ist und was mit meinen Eltern los war ... und ich hab nur angefangen zu erzählen ... ((sehr leise)) hat sie mir gesagt + : Übertreibe nicht (6 Sek.) also damals konnte ich kein Wort darüber herausbringen, ich habe **nie nie mehr** davon gesprochen (6 Sek.) ((sehr leise)) bis vor kurzem + (7 Sek.)“

Eine biografisch relevante Erfahrung macht die Autobiografin, als sie sich auf Wunsch der Tante dieser anvertraut und ihre Geschichte erzählt. Die Tante hält ihre Erzählung für eine bloße Übertreibung, woraufhin die Autobiografin die Sprache über ihre Lebensgeschichte verliert. Sie verschließt sich nach diesem Schock und bleibt mit ihren traumatischen Erfahrungen allein. Ihre Hoffnung, in Israel auf Verständnis, Schutz und Hilfe zur Verarbeitung ihrer Traumata zu finden, wird stellvertretend durch das Erlebnis mit der Tante enttäuscht. Der Vorwurf der Übertreibung kommt einer dem Holocaust nachträglichen Stigmatisierung gleich und zwar dahingehend, dass die Erfahrung der Autobiografin und ihre darauffolgende Wirklichkeitskonstruktion nicht als Aspekt ihrer Individualität angesehen wird. Sich dem fügend vermeidet sie daraufhin diese Thematisierung nach außen und sieht sich für die folgenden Jahrzehnte der Verdrängung und des Schweigens ausgesetzt, was ein diskrepantes Selbstbild hervorruft.

27. Segment (Zeilen 348-360)

„/eh/ also (((berichtend))) (-) in diesem Kibbutz war ich ein Jahr, nachher habe ich mir diese Schule ausgesucht, meine Schwester ist angekommen .. + auch mein Bruder, der war hier beim Militär .. nachher hat er gearbeitet und ein bisschen Geld gespart und ist gegangen nach Amerika in eine Universität .. studieren .. meine Schwester hatte einen Sohn .. und ich bin zu ihr gezogen .. und 51 habe ich geheiratet, bin nach Haifa gekommen, seit damals bin ich in Haifa .. und seit damals, zuerst habe ich fertig gemacht meine Schule, nachher sind meine zwei großen Kinder zur Welt gekommen .. und –eh- ich habe angefangen in einem Krankenhaus zu arbeiten und habe 35 Jahre im Krankenhaus gearbeitet ... und heute arbeite ich noch im Altersheim als Krankenschwester/

Mh- also

das ist sehr in Kürze .. mein Lebenslauf .. wenn sie Fragen haben, wenn sie möchten Detail“

In stark geraffter Form erzählt die Autobiografin ihre Lebensgeschichte bis zum Zeitpunkt des Interviews. Die individuellen Erfahrungen im Holocaust werden im Rahmen einer kollektiven jüdischen Verfolgungserfahrung subsumiert, was während der Erzählung nicht als Offenlegung individueller Erinnerungsaufschichtung und Wirklichkeitskonstruktion empfunden wird. Das Leben nach der Befreiung hingegen ist vom Kollektiv der Verfolgten losgelöst und die Erzählerin ist auf das Selbst ihrer individuellen Erfahrung und dessen Reflektion angewiesen. Daneben verweist die Fokussierung auf die Zeit der Verfolgung auf die biografische Relevanz dieser Lebensphase und auf die identitätsbildende Bedeutung des Holocausts für die Autobiografin.

Die Erzählerin markiert das Ende der Haupterzählung („also das ist sehr in Kürze .. mein Lebenslauf ..“) und bietet an, aufgrund von Nachfragen ihre Erzählung zu detaillieren.

28. Segment (Zeile 361-370)

„I: Gerne ja. Möchten sie vielleicht zunächst was trinken (((*ich war Gastgeber in einem Gästezimmer des Rutenberg Institutes in Haifa, Frau R. wirkte erschöpft und ich wollte ihr und mir eine kurze Pause gönnen*)))

E: Oh ja, ich möchte einen Kaffee ohne Zucker, mit Milch, wenn sie Milch haben.

I: Es gibt Instant oder Nescafé

E: Nescafé

I: Ich geh' dann mal in die Küche“
 (((Pause etwa 8 Minuten)))

Für das vorliegende Interview war ich Gastgeber im Rutenberg Institut in Haifa. Ich habe die Erzählerin in meinem Zimmer empfangen und Getränke und einen kleinen Imbiss vorbereitet. Die Gastgeberrolle war für mich dahingehend ungewohnt, weil bei alle anderen Interviews die Gastgeberrolle auf die jeweiligen Erzählenden übergegangen war. Nach einer etwa achtminütigen Pause, in der wir Smalltalk hielten, setzten wir das Interview fort, indem ich eine erste erzählgenerierende Nachfrage stellte.

29. Segment (Zeilen 371-384)

„I: Sie sagten, sie sind in Brünn geboren, aufgewachsen, wie war das damals dort, der Alltag als Kind als Jugendliche?

E: Als Kind bin ich gegangen in eine christliche Schule .. im Vorort, wo wir gewohnt haben. Ich habe ihnen gesagt, ich hatte christliche Freundinnen, wir waren dort die einzigen Juden .. in diesem an diesem Platz, aber unsere Eltern ((hüstelt)) haben uns **immer** –eh- beigebracht, dass wir Juden sind .. wir –eh- normal gelebt –eh- ich bin gegangen und meine Geschwister sind gegangen in –eh- -eh- Sokol, das ist eine Sportverein und –eh- wie alle Kinder geturnt, **gespielt** und eingeladen (‘) normales Leben + .. –eh- ich denke, die Verhältnisse, soweit ich das mitbekommen habe, bis 39 waren sehr gut –eh- mein Vater hatte ein Auto und –eh- wir sind manchmal mit ihm aus Ferien gefahren oder so etwas und –eh- normales Leben, bis 39, (-) 39 hat sich auf einmal alles geändert + und –eh- für mich als neunjährige war es sehr sehr schwer zu be zu verarbeiten und zu begreifen“

Das Selbstbild von ihrer unbeschwerten Kindheit, die mit dem biografischen Wendepunkt des Jahres 1939 endete, wird von religiöser Toleranz und eben jenem „normalen Leben“ geprägt, das den Bruch, der von außen auf sie eindringt und „alles auf einmal geändert hat“ als besonders „schwer zu verarbeiten und zu begreifen“ verhindert. Das traumatische Erleben der Veränderungen markiert das Nachher des Holocausts und jene glückliche Lebensphase des Vorher, deren Unbefangenheit und Leichtigkeit bis heute nicht wieder in ihr Leben zurückkehren konnte. Das Wissen um ihre jüdische Religionszugehörigkeit besaß in dem christlichen Wohnviertel keine biografische Bedeutung im Alltagsleben mit ihren christlichen Freundinnen oder mit dem Besuch der christlichen Schule. Das wohlhabende Elternhaus ermöglichte Ferienfahrten mit dem eigenen Auto der Familie. Der Sportverein bot ein soziales Umfeld, in dem sie „wie alle Kinder geturnt, gespielt und eingeladen“ hat. Scheinbar nichts deutete im Bewusstsein der neunjährigen Autobiografin auf Veränderungen in ihrem Leben hin.

30. Segment (Zeilen 385-394)

„I: Wie haben sie die erfahren, diese Veränderungen?

E: Nun,
man ist zu mir gekommen, wie diese Freundin –eh- das erste war, hat man mir gesagt: Du darfst nicht mehr in Sokol kommen, das ist für Juden gesperrt und nachher hat man –eh- -eh- -eh- und langsam hat man die Bekannten und Freundinnen haben sich abgewendet, sie hat haben nichts mehr mit mir zu tun haben wollen, also –eh- ich war plötzlich **fremd**, ich war plötzlich –eh- nicht was vorher, (((Unverständnis äußernd, fragend))) trotzdem ich hab gesagt, was habe ich ihnen gemacht, dass sie plötzlich nicht mit mir spielen wollen, mit mir nicht sprechen wollen, mit mir .. **sich distanzieren +**“

Die Autobiografin erlebt die Distanzierung bisheriger signifikanter Anderer von ihr als einen Prozess, an dessen vorläufigem Ende das Gefühl des Fremdseins dominiert. Die für die „plötzlichen“ Veränderungen verantwortlichen übermächtigen Ereignisse markieren die lebensgeschichtlich-relevante Unterscheidung in einem Vorher und einem Nachher in ihrer Biografie. Nachdem sich die „Bekanntes und Freundinnen“ von ihr abgewendet hatten und „nicht mehr mit ihr spielen“ wollten, begann jenes biografische Trudeln, das den Beginn einer negativen Verlaufskurve kennzeichnet. Noch scheint es der Autobiografin nicht möglich zu sein, sich ein Szenario auszumalen, das zukünftige Ereignisse antizipiert. Sie macht zunächst die Erfahrung, dass sich signifikante Andere aus ihrem Leben entfernen, wofür es keine rationale Erklärung zu geben scheint. Die Sicherheit der bisherigen Kindheit, in materieller und emotionaler Hinsicht, gerät ins Wanken und verliert damit stufenweise ihre Schutzfunktion.

31. Segment (Zeilen 394-407)

„und nachher, gut, ich habe zu Hause mitbekommen trotzdem das die Eltern immer aufgepasst haben ich soll was weniger hören, aber hier habe ich gehört, dass dort darf man nicht hin, dass hat man geschlossen und plötzlich hat mein Vater nicht mehr fahren dürfen .. und Kaffeehaus hat man geplündert, es war ein jüdisches, und –eh- -eh- in der Straßenbahn konnte man –eh- zuerst nur in der letzten –eh- -eh- Plattform fahren und nachher überhaupt nicht mehr, also ((laut)) sicher habe ich mitbekommen –eh- was man + nachher hat man den Stern tragen müssen und –eh- die Schule war gesperrt und ich bin zu Fuß gegangen zur Schule, nun ein Kind begreift doch auch –eh- das plötzlich ist etwas nicht normales passiert. Nachher hat man die Schule auch gesperrt trotzdem das ich aufgenommen wurde und und die –eh- Aufnahmeprüfung gemacht habe plötzlich war nicht zu hingehen lernen ... also das war alles nicht normal /eh/ das Auto von meinem Vater hat man beschlagnahmt und die die Durchsuchungen im Haus von der SS/“

In diesem Segment erzählt die Autobiografin von ihrer gesellschaftlichen Ausgrenzung, die den Ausgrenzungserfahrungen im Freundes- und Bekanntenkreis chronologisch nachgeordnet werden. Die traumatische individuelle Erfahrung, die durch den Rückzug der Freundin ausgelöst wurde, wird nunmehr als kollektives Unglück erinnert. Die Erfahrungen des „Andersseins“ werden somit als gesellschaftliches und öffentliches Ereignis legitimiert, was in das Verbot zum Schulbesuch gipfelt. Der ansonsten kreative und lösungsorientierte Vater bleibt auch hier machtlos. Das Auto der Familie wird beschlagnahmt, was nach dem Verbot zum Benutzen der öffentlichen Verkehrsmittel für Juden den Bewegungsraum der Familie äußerst einschränkt. In rasender Geschwindigkeit wird das Leben der Autobiografin räumlich, materiell und hinsichtlich ihrer emotionalen und geistigen Ausdrucksmöglichkeiten außerhalb des nunmehr eingeschränkten sozialen Umfelds begrenzt.

32. Segment (Zeilen 408-422)

„ ((laut)) (((bestürzt))) Sie können sich das nicht vorstellen, ich war das ist das ist schrecklich + -eh- als ich ins Land kam auch und –eh- (((präzisierend))) unsere Kinder, die schon größer waren –eh- haben nicht begriffen, immer gesagt + : Warum seid ihr gegangen so so wie wie wie **Lämmer** –eh- -eh- so wie wie –eh- **ohne Willen** (((aufgeregt))) Wieso ist das passiert, wieso konnte das passieren? + (((schnell))) Aber niemand kann sich begreifen, auch wenn ein + Transport von 200 Menschen geht und **nur zwei Menschen** mit Maschinenpistolen sind, man kann doch nichts machen, man geht von der Reihe raus und schon schießt man, das ist doch **nicht zu begreifen**, niemand kann sich das vorstellen + also sind wir gegangen, es war trotzdem –eh- für eine Familie /eh/ mehr anzunehmen, dass man durchkommt, weil jeder hat gewusst, dass kann nicht auf für die Ewigkeit dauern, **wenn** es auf die Ewigkeit, dann hat man noch Zeit zu sterben, aber man soll durchhalten, das war das einzige Motto, man muss **durchhalten**, also hat man nichts gemacht die sollen einen Grund haben uns zu erschießen .. es ist schwer zu verstehen (5 Sek.)“

Auf der Gegenwartserzählfolie verfolgt die Autobiografin einen metatheoretischen Exkurs über die Frage, warum Juden „wie Lämmer“ „gegangen sind“. Der von ihren Kindern an sie gerichtete Vorwurf zwingt sie zur Rechtfertigung ihrer eigenen Lebensgeschichte und auch die ihrer Eltern, die für sie verantwortlich waren. Der Übermächtigkeit der damaligen Ereignisse („sie können sich das nicht vorstellen“) blieb nur die Hoffnung und der Wille zum Überleben entgegenzusetzen („weil jeder hat gewusst, dass kann nicht auf für die Ewigkeit dauern [...] aber man soll durchhalten, das

war das einzige Motto“), die auf der Erzählebene der Rechtfertigung das Identitätsschema des Opferseins dahingehend manifestiert, weil ansonsten die damalige eigene Hilflosigkeit und die daraus resultierenden eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten in Frage gestellt würden. Das hätte zur Folge, dass das momentane Selbstbild der Autobiografin und die aktuelle Wirklichkeitskonstruktion brüchig würden und damit die Identität beschädigt werden könnte. Der Verweis auf ihr Opfersein lässt nicht zu, dass sie sich eben für diesen Status auch noch zu rechtfertigen habe.

33. Segment (Zeilen 422-435)

„Als wir noch 39 40 41 zu Hause waren, haben meine Eltern immer –eh- eingeladen zu –eh- Mittagessen sonntags Emigranten aus Deutschland und genauso wie meine Tante mir nicht geglaubt hat, haben wir den Emigranten auch nicht geglaubt, das heißt **ich** hab nichts mitbekommen, aber meine Eltern haben nicht geglaubt, weil sonst wäre vielleicht noch Zeit wegzugehen ... in 39er 40er Jahren, aber sie haben nicht geglaubt. Die haben immer gesagt: Die Deutschen seien kulturelles Volk ... es ist **unmöglich** ... und was passiert heute? **Es ist nicht zu glauben**, wie Menschen schlecht sein können, trotzdem das sie Musik mögen und Tiere lieben und eigene Kinder lieben ... ((leise)) das ist nicht zu begreifen und deswegen war es ihnen auch so leicht .. den Nazis zu Erfolg kommen +-eh- eh-... es ist unbegreiflich ... dass ein Volk, dass so viele Wissenschaftler jüdische hatte ((laut-energisch)) zwischen sich + so auf einmal umdrehen konnte ... dass plötzlich so viele nicht gesehen haben und **nicht** gewusst haben was passiert“

Zu den Erklärungs- und Rechtfertigungsversuchen der Autobiografin hinsichtlich der Tatsache, dass sie mit ihren Eltern nicht das Land verlassen habe, damit sie den nationalsozialistischen Schergen zu entkommen vermögen, zählt auch hier, wie häufig bei jenen Zeitzeugen anzutreffen, der Verweis auf „die Deutschen“ als „kulturelles Volk“. Hier wird aufgrund der Übermächtigkeit der Erfahrungen und der Entscheidung, die Tschechoslowakei nicht zu verlassen, mit einfachen Erklärungen und Kommentaren zu rationalisieren versucht und damit gleichzeitig eine tiefere Auseinandersetzung mit dieser biografischen traumatischen Problematik vermieden. Sie klagt außerdem jenes vermeintlich „kulturelle Volk“ an, indem sie das Wegschauen und Dulden der nationalsozialistischen Verbrechen von der deutschen Bevölkerungsmehrheit kritisiert. Damit möchte sie die Verantwortung für die Verfolgung von sich und ihren Eltern nehmen und die

wirklichen Verantwortlichen benennen.² Daneben impliziert die Erwähnung, dass ihre Eltern jenen Emigranten „auch nicht geglaubt“ haben, ein gewisses Verständnis für das Unverständnis der Tante, die ihr wiederum das Erlebte nicht glauben konnte oder wollte. Dieses Verständnis ermöglicht der Autobiografin das Trauma, das durch das Verhalten der Tante zu mildern und zu relativieren.

34. Segment (Zeilen 435-452)

„Ich weiß, dass die Deutschen haben auch sehr gelitten, Hitler hat auch für die Deutschen schreckliches vollbracht, diese Bombardierungen, ich denke es war ist nicht eine Familie in Deutschland geblieben, die nicht –eh- irgend jemand verloren hat, aber sie waren selbst Schuld ... und heute sagt sind schon Stimmen die herauskommen und sagen: Das ist nicht wahr, das ist nicht vorgekommen, das ist alles Erfindung, wie kann das möglich sein? **Heute** heute, wo alles dokumentiert ist, die Bilder existieren, das ist doch ein Dokument, wir leben noch und deshalb habe ich auch beschlossen jetzt zu sprechen, wir sind die Letzten die noch leben in meinem Alter, also wir dürfen nicht schweigen, **wir müssen das weitergeben**, es kann nicht sein, dass jemand kommt und sagt, das ist eine Erfindung (14 Sek.) In der Tschechoslowakei war alles auch ein, wir sind so ein bisschen wie die Deutschen, Jeckes, wenn sie schon davon gehört haben, alles eingeordnet, alles beschrieben, in Polen, auf der Slowakei haben die Nazis –eh- schwerere Arbeit gehabt jeden zu finden –eh- -eh- in Böhmen und Mähren es war alles eingetragen wer wann geboren ist und wo er wohnt und so weiter, also es war ziemlich schwierig zu verschwinden, deswegen sind auch wenige Tschechen zurückgekommen ... ((leise)) sehr viele umgekommen ... das heißt Juden tschechische Juden (10 Sek.)“

Den Geschichtsrevisionisten Paroli bieten wollend hat sich die Autobiografin entschlossen, ihr Schweigen zu brechen. Daneben betont sie, dass der Krieg auch unter den „Deutschen“ „schreckliches vollbracht“ hat, doch schließlich war ihr Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime kaum vorhanden, so dass sie schließlich „selbst Schuld“ seien. Durch die Formulierung, dass „wir nicht mehr schweigen dürfen“ und „wir das weitergeben müssen“ bleibt sie mit ihren Erfahrungen aus der Zeit des Holocausts auf der Folie einer kollektiven Orientierung. Die moralische Verpflichtung zum Erzählen der eigenen Lebensgeschichte scheint nur vordergründig im Kampf gegen die Geschichtsfälscher zu liegen. Die therapeutische Kraft des Erzählens ist ihr auch erst dann zuteil geworden, als es Menschen gab, die sich für ihre Lebensgeschichte zu interessieren

² Die Autobiografin möchte daneben auch korrektiv gegen die „Meinungen“ von den Geschichtsrevisionisten kämpfen, die die Verantwortung für den Holocaust den Opfern selbst zuweisen.

begannen, d.h. dass es Menschen gab, die ihr zuhörten. Die Gleichsetzung der tschechoslowakischen mit der deutschen Bürokratie zur Zeit des Holocaust fügt ein Bild zusammen, das sie zur Rechtfertigung ihrer Emigration nach Israel bemüht. Dass sogar in ihrer tschechoslowakischen Heimat diese Bürokratie gegen die jüdische Bevölkerung verwendet wurde, macht diejenigen mitschuldig, die mit den Nationalsozialisten kollaboriert haben. Dieser Umstand befremdet die Autobiografin und spielt als Aspekt zu der Entscheidung, das Land zu verlassen, eine wesentliche Rolle. Daran anschließend erwähnt sie die Tatsache, dass „sehr viele umgekommen [sind] ... das heißt Juden tschechische Juden“ und verweist damit auf das außerordentliche Glück, das sie überleben ließ. Letztlich geht es um die Frage der Versöhnung mit Deutschland und den Deutschen, mit den Ländern der ehemaligen Tschechoslowakei und deren Einwohnern.

35. Segment (Zeilen 453-471)

„I: Sie sagten, dass sie als Kind haben alles mitbekommen, die Veränderungen, sie waren 39 neun Jahre alt. Hatten sie Angst?

/eh/ zuerst war das Unverständnis und nachher und nachher, ja sicher Angst /eh/ es überträgt sich von den Eltern aufs Kind, wenn die Eltern Angst haben bekommen die Kinder auch Angst, also man hat dauernd geflüstert, was –eh- dort darf man nicht mehr hin, den hat man verhaftet, nachher –eh- meine Tante und meine –eh- zwei Cousins –eh- -eh- die Schwester von meiner Mutter und ihrem Mann –eh- die –eh- -eh- hat man sehr sehr früh weggeschickt, ich weiß bis heute nicht wohin, wahrscheinlich nach Polen schon in 41er Jahren, also das habe ich mitbekommen das war zu Anfang wo man transportiert hat und nachher –eh- hat man gesprochen –eh- was muss man mitnehmen, wenn man uns wegschickt und was lässt man zu Hause und –eh- als die Gestapo kam und haben gefunden, mein Vater war im Ersten Weltkrieg –eh- ausgezeichnet, hat gehabt ein Kreuz und –eh- er war im Ersten Weltkrieg –eh- Sch –eh- ein Skilehrer für Soldaten –eh- und –eh- die haben ihn ausgelacht und haben das weggeschmissen Saujude ((laut) also das hört man und das sieht man + auch wenn man ein Kind ist .. nachher .. als die Transportnummer kam habe ich meiner Mutter gesagt: Nun endlich werden wir Ruhe haben ... aber die Ruhe .. war nicht ruhig ... „

Mit dem Versuch des Interviewers, die Autobiografin mit einem erzählgenerierenden Impuls wieder in die Erzählung ihrer Lebensgeschichte zurückzuholen, wird die Eskalation der Ereignisse und ihre damit verbundene Angst thematisiert. Jedwede einstige Sicherheit verliert ihre Bedeutung. Das für den Vater biografisch bedeutsame Identifikationsobjekt, das Eisenerne Kreuz aus dem Ersten Weltkrieg, wird entwertet. Die Autobiografin bewegt sich in ihrer Erfahrungsaufschichtung in einem diffusen Erinnerungsfeld, das

sich zwischen ihrer kindlichen Naivität und einem Gefühl von Unordnung und Bedrohung bewegt. Die Demütigung des Vaters bedeutet für sie einen eklatanten Verlust an persönlichem Schutz, der ihr zuvor von ihm zuteil wurde. Die Hilflosigkeit des Vaters zerstört diese Sicherheit und verursacht bei der Autobiografin selbst das Gefühl von Wehrlosigkeit und Angst. Dennoch bleibt ihre Hoffnung auf ein Ende der ständigen Bedrohung gegenwärtig. Sie glaubt und hofft bei der Aufforderung zur Deportation nach Theresienstadt, dass es sich dabei lediglich um einen Umzug handelt, der sie und ihre Familie an einen Ort bringt, wo wieder ein angstfreies Leben geführt werden kann, dort also „Ruhe“ herrscht. Doch der ernüchternde Schock kam umgehend, wie sie sich heute erinnert, denn „die Ruhe ... war nicht ruhig“.

36. Segment (Zeilen 472-500)

„I: Sie sagten, ihr Vater hat in dem Garten, den er so geliebt hat, Kinder eingeladen

E:

Ja, über den Sommer in den Ferien, so eine Art Scouting, wir sind gegangen, nicht weit von unser Haus ist ein Fluss und wir sind gegangen schwimmen und haben Bodenturnen gemacht im Garten und gespielt und –eh- sogar ein Footballmannschaft haben wir aufgebaut und ich habe auch mitgespielt ((lacht)) ja, richtige Kinder, aber das war 41 Jahr, ich konnte ihnen mitbringen ein Bild, habe ich nicht gedacht dran, aber nicht wichtig

I: Wie kam es dazu? Die Idee hatte ihr Vater?

E: **O ja**, mein Vater war immer sehr aktiv in der Kultusgemeinde und zwischen der jüdischen jüdischen Bevölkerung und hat –eh- eingezahlt die KKL, diese kleine Dose, die man hat gesammelt Geld –eh- mein Vater hatte vor nach Palästina zu kommen, aber er hat irgendwie gewartet, dass wir größer werden ... und ((sehr leise)) verpasst () + auch mein Vater in Theresienstadt ich denke er hat gewusst wohin man uns bringt und was passiert, aber er ((leise)) hat uns das nicht gesagt (10 Sek.)

I: Glauben sie, dass ihr Vater sie dadurch schützen wollte?

E: Ja, sicher ganz sicher, er wollte auch meiner Mutter keine Angst machen /eh/ mein Vater war –eh- ein guter Organisator ((leise)) und deswegen habe ich immer gehofft er kommt zurück +.. er hat immer von er hat ge er hat immer Sachen vorgehabt und –eh- () herauszufinden, dauernd hat er immer gebastelt und mein Vater (9 Sek.) Ich ich kann mich erinnern als letztes als –eh- er schon nicht mehr arbeiten durfte ... –eh- hat er gebastelt eine Schuhputzmaschine und –eh- genau dieses Modell habe ich gesehen in einem Hotel genau diese –eh- drehende –eh- Bürste genau genau und dann hat er gebastelt eine Kartoffelschälmaschine –eh- aber das ist nie mehr herausgekommen ... das habe ich nur gesehen zu Hause ... ((schluchzt))“

Die zionistischen Ideale des Vaters haben ihn dazu veranlasst, in seinem Garten jenes Ferienlager zu veranstalten, das der Autobiografin eine innere Welt verschafft hat, die sie von der äußeren Bedrohung schützen sollte. Durch seine Aktivitäten erscheint der Vater als Vorbild, der in ihrer

Erfahrungsaufschichtung positiv erinnert wird. Als kreativer und „guter Organisator“ hat er ihr Hoffnung geschenkt und niemals aufgegeben. Durch sein Verschweigen über die wirkliche Bedeutung von Theresienstadt bleibt er als liebevoller und beschützender Vater erinnert.

37. Segment (Zeilen 501-526)

„I: Ihre Eltern wurden dann angezeigt von Nachbarn?

E: Ja, von Nachbarn. Ich weiß nicht genau, meine Schwester behauptet wegen diesen Zusammenkünfte von Kindern, ich hab gehört, das man hat uns angezeigt, das wir Schnaps und Wein brennen – eh- gut meine Eltern wir hatten einen großen Garten, wir hatten alles Obst, mein Vater hat auch gemacht –eh- Apfelwein und Apfelsaft, ja?, wir hatten alles, wir hatten –eh- Unmengen von Obst und statt es verfaulen zu lassen hat man es verarbeitet und wir hatten Unmengen von –eh- Kompotten und Marmeladen und und **auch** Schnaps, wir hatten einen riesengroßen Nussbaum .. und von denen hat man Schnaps gemacht, aber –eh- nur für ein zwei Flaschen oder Wein nur für eigenen Verbrauch, nun das war nicht richtiger Alkohol, das war also nicht sehr stark ... und die haben uns angezeigt und die haben gesucht, ich weiß nicht, was sie finden wollten ((lacht)) (((geheimnisvoll))) Ich sage ihnen, mein Vater war so erfinderisch + -eh- und –eh- wir hatten genug zu essen und ich hab das auch nicht verstanden selbstverständlich hatten wir Geflügel zu Hause und Gänse und Hühner und Kaninchen und –eh- sogar eine Ziege hatten wir ... aber wir hatten auch andere Sachen, wir hatten auch Kakao und Schokolade (‘) das war nicht vorstellbar, **Reis damals** .. als wir transportiert wurden habe ich gesehen, wo das versteckt war ((leise)) (((schelmisch))) und die haben das nie gefunden + Wir hatten einen riesig großen Tisch im Esszimmer und dieser Tisch war so gebaut das war an der Seite herunter und dort war noch so das soll halten noch eine Leiste hier (((beschreibt diesen Tisch mit dem Tisch an dem wir sitzen))) und rundherum riesig großer Tisch war alles aufgebaut Reis und Kakao Schokolade das war Unmengen drin in diesem Tisch ((leise)) die sind nie draufgekommen + also hatten wir genug zu essen bis bis zum Transport (7 Sek.) (((traurig))) Das Haus steht aber ist nicht unser + (((holt tief Luft)))“

Auf die Frage nach den Hintergründen der Anzeige des Nachbarn, gelangt die Autobiografin in der Erzählung umgehend wieder ins Schwärmen um den „großen Garten“, der für sie als Synonym für ihre Kindheit betrachtet werden kann. Gleichsam ist der Verlust des Gartens mit dem Verlust ihrer unbeschwerten Kindheit zu betrachten. Die Tatsache, dass das ehemalige Elternhaus als Identifikationsobjekt nicht mehr im Besitz der Familie ist, bleibt für sie als quälender Folgeaspekt des Holocaust gegenwärtig.

38. Segment (Zeilen 527-551)

„I: Wie war das für sie, als sie erfahren haben, das sie das Zuhause verlassen müssen?

Also ich sag ihnen, ich als Kind ha dachte, wir werden endlich Ruhe haben und ich –eh- werde zwischen jüdischen Kindern und zwischen jüdischen Menschen sein, ich habe mir nicht vorgestellt was Ghetto ist, ich dachte wir ha haben eine Wohnung und wir leben normal in einer –eh- Gegend wo lauter Juden sind, so habe ich mir das wahrscheinlich vorgestellt, also ... damals fühlte ich eine gewisse Erleichterung .. **ich** persönlich, ich denke meine Eltern und meine Geschwister nicht, waren schon viel –eh- ... also zwei Jahre zwischen –eh- elf oder zwölf und vierzehn –eh- sechzehn ist doch ein Unterschied was man denkt, was man **weiß**, auch hat man meiner Schwester viel mehr gesagt und sie hat viel mehr gewusst als ich, aber ich, ich hatte keine Angst vor vor wegfahren, ich dachte es wird leichter sein (8 Sek.) Vielleicht wenn ich in der Stadt leben möchte und –eh- mehr sehen möchte was passiert wahrscheinlich hätte ich auch Angst aber ... wir waren verschont, außer diesen drei Besucher von der Gestapo –eh- hat man uns ziemlich in Ruhe gelassen –eh- schauen sie, in Brünn, man hat den Juden Wohnungen weggenommen und hat drei von ihnen in eine Dreizimmerwohnung gesteckt ... –eh- in der Stadt, ja?, weil man brauchte die Wohnungen, also das war ganz anders, wenn drei Familien plötzlich in einer Wohnung stecken –eh- in einem Zimmer ich weiß fünf sechs Menschen also bekommt man schon anderes mit und man hört schon anderes, aber bei uns wir hatten unsere –eh- große Wohnung das heißt die Villa und ruhig (((schwärmerisch))) und den Garten + also hatte ich keine Freundinnen mehr, dann spielte ich allein, war ich allein, aber aber ... Angst hatte ich nicht, ich hab nur ich wollte nur meine Eltern ich wollte Ruhe haben und nicht Angst haben vor diese Gestapobesuch (7 Sek.)“

In detaillierender Erzählform gibt die Autobiografin Auskunft über ihre – trügerische – Hoffnung, im „Ghetto“ unter „Gleichen“ zu sein und endlich „Ruhe“ zu haben. Sie hat vor der Deportation keine Angst, denn sie „fühlte eine gewisse Erleichterung“ bei der Vorstellung über das vermeintliche Ghetto. Sie rechtfertigt aus heutiger Perspektive und mit Hilfe später erworbenen Wissens ihr damaliges Verhalten, da sie glaubt, sich aus ihrer kindliche Sichtweise heraus schuldig gemacht zu haben, weil sie eben diese „Erleichterung“ verspürt hat und über die bedrohliche Situation in der sie sich und ihre Familie befand, nichts wusste. Dadurch erklärt sich auch jener Gefühlsunterschied, der sich in ihrer Erzählung durch die Unterscheidung zwischen dem „Ich“ und den „Anderen“ aufzeigt. Die Schwester wusste besser über die Situation Bescheid („auch hat man meiner Schwester mehr gesagt“). Die Autobiografin scheint von den anderen Mitglieder der Familie separiert zu sein, da sie als einzige „keine Angst“ hatte „weg(zu)fahren“, was sie mit ihrem Alter rechtfertigt und nachträglich versucht, ihre besondere Außenseiterrolle innerhalb der Familie zu relativieren. Daneben macht sie sich Vorwürfe und stellt sich dementsprechend die Frage, warum sie überlebt hat und ihre Eltern nicht überlebt haben. Sie schämt sich ihrer damaligen

kindlichen Gefühle, was einen hohen Grad von biografischer Relevanz aufweist.

Sie stellt in der erzählten Zeit einen Vergleich an, der sie in der Phase vor der Deportation in einer scheinbar privilegierten Situation erscheinen lässt. Da sie in einer ländlichen Region von Mähren wohnt, bleibt sie und ihre Familie zunächst von demütigenden Verschlechterungen der Wohnsituation, wie im urbanen Raum üblich, verschont. In dem Kontrastieren gegenüber den Stadtbewohnern ist sie immer noch der damaligen Lebenssituation gedanklich und emotional verhaftet und versucht weiterhin, diese Situation zu verstehen und zu verarbeiten. Die sprachlichen Ungenauigkeiten in dieser Sequenz verweisen auf gegenwartsbezogene situative Ängste der Autobiografin, die ähnlich dem Thema „Ruhe“ biografische Relevanz aufweisen.

Ihre Überzeugungsarbeit („also ich sag ihnen“) wird nur mir, dem Zuhörer, gewidmet, wodurch das Unglaubliche des Folgenden verstärkt und das Vertrauen gegenüber mir als Zuhörer bestärkt wird. Die Betonung der Wir-Identität, also der Familienidentität und möglicherweise auch einer möglichen kollektiven jüdischen Identität geht konform mit der Bezeichnung des Ghettos als kollektiven Wir-Raum der jüdischen Notgemeinschaft. Sie transportiert die Erinnerung in der Gegenwart auf eine erträgliche und mildere Darstellung der Ereignisse in der Vorphase der Deportation. Lediglich „diese Gestapobesuche“ bleiben als bedrohliche unsichtbare Andere in der Erfahrungsaufschichtung abgelegt, worin sich auch ihre Angst, die in ihren eigentheoretischen Kommentaren zum Ausdruck kommt, begründet. Dabei verharmlost sie diese Erfahrung dadurch, dass es sich bei den Razzien durch die Gestapo lediglich um „Besuche“ gehandelt habe, was möglicherweise der Sprache der Eltern entsprach, die dadurch versucht haben, ihrer Tochter die Angst zu nehmen. In dieser Verharmlosung drückt sich auch eine Distanz zu den Tätern aus, da sie sich durch diese Strategie nicht mit den Tätern konfrontieren muss. In den bruchstückhaften und emotionalen Erzählpassagen bleibt die damalige Situation weitgehend unklar, was auf eine Vermeidung einer Auseinandersetzung mit der damaligen Situation schließen lässt, die durch Angst bestimmt ist. Der Verlust der Geborgenheit und des Schutzes durch die Eltern wird von ihr mit

einem nahezu autosuggestiven Selbstbewusstsein auszugleichen versucht, in dem sie sich geradezu verbietet Angst zu haben („dann spielte ich allein, war ich allein, aber aber Angst hatte ich nicht“).

Die Isolierung von der Außenwelt, insbesondere durch den Verlust der Freundin verursacht, drückt sich intensiv in dem Wunsch aus, „Ruhe“ haben zu wollen. Es handelt sich hierbei vielmehr um eine Abwehr der beängstigenden Situationen, die sie als junges Mädchen in ihrer Gesamtheit zu erfassen überfordert, als um eine Hinwendung zur sozialen Isolierung. Die Autobiografin spürt die gesellschaftlichen Veränderungen und nimmt in ihrer Sensibilität die Befindlichkeiten ihrer Eltern und ihrer Schwester auf. Das Zurückgreifen in der Erinnerung auf „die Villa“ und „den Garten“ wird auch in diesem Segment signifikant erzählerisch in einem Vorher und einem Nachher aufgliedert, was einen hohen Grad an biografischer Relevanz aufweist. Sie differenziert die konkrete emotionale Erinnerung an die „jüdischen Kinder“ und die „Wohnung“ sowie die abstrakte Erinnerung an die „jüdischen Menschen“, womit sie das Ghetto als solches assoziiert. Daneben scheint sie sich in dieser biografischen Phase einsam gefühlt haben und es allein erlebt zu haben („ich als Kind dachte“). Da sie erwähnt, dass sie sich „das wahrscheinlich (so) vorgestellt“ habe, verweist auf eine nachträgliche Konstruktion eines Gefühls, das aktuell, also während des Interviews, auf sie einwirkt, und möglicherweise auch als solches erinnert wird. Durch die Verbalisierung ihrer Lebensgeschichte wird somit etwas „altes“ neu in die Gefühlswelt der Autobiografin integriert. Der Wunsch nach „Ruhe“, also nach äußerem und innerem Frieden, mag somit damals wie heute eine große Bedeutung und biografische Relevanz für die Autobiografin besitzen.

39. Segment (Zeilen 552-574)

„I: Freundinnen distanziert haben und?

Wie war das für sie, dass sich ihre

E: Ich hab bitterlich geweint und nicht verstanden warum –eh- das kann man auch nicht verstehen ... Ich war diese Freundin jetzt besuchen ... nach ziemlich langer Zeit ... und sie hat sich sehr gefreut und sie hat sich sehr entschuldigt ... aber damals war es sehr schwer für mich ... gerade diese eine, wir waren so viel zusammen und so oft bei ihnen und die Eltern haben mich gekannt und plötzlich hat es sie gestört, dass ich eine Jüdin bin ((aufgeregt))) sie haben doch **gewusst** die ganze Zeit + wir haben das nie verheimlicht ... und plötzlich dreht man sich weg ((leise)) und verbietet den

Kindern zu sprechen mit mir und + ... diese eine Familie ... von meiner Freundin, die waren sehr fromm, fromme Katholiken () fromme Katholiken (((etwas Unbegreifliches begreifen wollend))) **wo ist der wo ist der** ...wo ist der liebe Gott geblieben? + aber die Familie hat auch sehr gelitten bei den Kommunisten ... und noch vorher, also meine Freundin hat nie geheiratet, ihr älterer Bruder wurde ein Priester, die ältere Schwester, die auch die Freundin von meiner Schwester war wurde eine Nonne also haben ein schweres Leben gehabt alle und ich denke wegen diesem Vater

I:

Der Vater hat

E:

Er der war ein Despot (((sehr leise))) ein Despot + **Er** hatte Angst, es war eine große Familie –eh- das waren sechs Kinder da und –eh- er hatte Angst er wird seinen Job verlieren wahrscheinlich (((einen Grund gefunden zu haben glaubend))) Das kann sein + (6 Sek.)“

Das übermächtige und traumatische Ereignis der Trennung von der Freundin bleibt auch in der Gegenwart für die Autobiografin unverständlich und emotional belastend. Sie hat Genugtuung erfahren, indem sich die Freundin vor nicht allzu langer Zeit vor dem Interview bei ihr für ihr damaliges Verhalten entschuldigt hat. Damit ist der emotionale Schmerz der Autobiografin wie auch ihre Skepsis hinsichtlich des Vertrauens gegenüber anderen Menschen nicht aufgehoben. In einer Rationalisierung versucht sie ihren Schmerz dahingehend zu relativieren und entsprechend zu mildern, indem sie der Familie ihrer Freundin und die Familie der Freundin ihrer Schwester unter den „Kommunisten“ ein schweres Leben gehabt zu haben attestiert. Daneben litt ihre Freundin noch unter ihrem despotischen Vater. Ihre scheinbare Frömmigkeit bleibt für die Autobiografin suspekt, da sie eine Kluft zwischen deren Gottesfürchtigkeit und ihrem Handeln erkennt. In den Augen der Erzählerin bleibt das Leben der Freundin somit auch nicht als eine Erfolgsbiografie darstellbar und so haben beide, sie und ihre Freundin, aufgrund der Ereignisse Verluste erleiden müssen. Es scheint eine Versöhnung nicht möglich zu sein, was wiederum das Identitätsschema des Opferseins der Autobiografin bestärkt und biografische Relevanz besitzt.

40. Segment (Zeilen 575-596)

„I: 42 sind sie dann nach Theresienstadt gekommen

E:

Ja 42 im

März

I: Wie war das für sie als sie dort ankamen?

E:

Schrecklich schrecklich also von diesem Bahnhof hat man geschleppt die Koffer, jeder durfte zwei Koffer mitnehmen, wir haben angezogen was wir konnten noch und noch und noch und –eh- dann sind wir angekommen in einen Kaserne eine **riesige** Kaserne vollgestopft mit Menschen, also als wir ankamen in

Theresienstadt waren dort noch die Bevölkerung und alle Transporte waren nur in den Kasernen untergebracht, in den Kasernen es waren –eh- Frauenkasernen und Männerkasernen () also damals hat man schon meinen Vater und meinen Bruder separiert, wir wussten eine Zeitlang nicht was mit ihnen ist und wo sei **sind** und wir drei Frauen waren eingepfercht zwischen anderen Frauen in der Kaserne, wenn ich mich richtig erinnere war das die Dresdner Kaserne aber beschwören kann ich das nicht, ich weiß noch es war nicht weit von den –eh- von den Eingang von Theresienstadt, das waren Zimmer auch mit Pritschen mit zwei Stockwerken und junge Kinder und alte Frauen alles zusammen, selbstverständlich die alten Frauen und die älteren Menschen wollten Ruhe haben und wir Kinder wollten toben und wir haben getobt, also es war schrecklich es war –eh- vollgestopft und die Kasernen und der Hof war mitgebracht hat und einer hat mehr gehabt und einer hat weniger gehabt ... also es war schwierig, aber –eh- **genau** kann ich mich nicht erinnern, ich kann mich auf zwei Sachen **ganz genau ganz genau** erinnern“

Die Ankunft in Theresienstadt war von Ernüchterung geprägt, da die Erwartungen auf ein freies Leben nicht erfüllt wurden. Die Diskrepanz zwischen ihren Hoffnungen und den wirklichen Lebensbedingungen in Theresienstadt blieb in der Erinnerungsaufschichtung als eine traumatische Erfahrung abgelegt. Ihre Zuversicht auf ein Ende der angstvollen Zeit wurde bitter enttäuscht. Der Grad der Traumatisierung ist an ihren fragmentarischen Erzählsequenzen abzulesen und an der Beendigung der einleitenden Erzählung in diesem Segment („als es war schwierig, aber –eh- **genau** kann ich mich nicht erinnern“). Die eskalierenden Ereignisse sind von einer vorübergehenden Trennung von ihrem Vater und ihrem Bruder geprägt. Der Verlust der Selbstbestimmung und der Ausstattung mit Identitätsobjekten, die ein selbstidentifizierendes Bild über die eigene Person ermöglichen, prägen den Alltag der Autobiografin in Theresienstadt.

41. Segment (Zeilen 596-602)

„die erste Sache war man hat befohlen Haare abzuschneiden ganz kurz und ich hatte sehr schön langes Haar und ich habe mich schrecklich geweigert trotzdem hat man mich gezwungen und das Haar abgeschnitten ... und –eh- es war ziemlich schockierend für mich trotzdem das man nicht abgeschoren hat aber kurz geschnitten das war die eine Sache“

Zwei Ereignisse, die für die Autobiografin hinsichtlich ihres Selbstbildes gravierend desidentifizierend wirkten, waren u.a. der Verlust ihrer „sehr schön langen Haare“. Das zur natürlichen Identitätsausstattung gehörende Haupthaar erzeugt, wie alle anderen körperlichen Merkmale auch, ein unverwechselbares Selbstbild, das auch für die Darstellung der Individualität nach außen eine einzigartige Identität erzeugt. Die Zerstörung eines oder

mehrer dieser Merkmale hat zur Folge, dass die Diskrepanz zwischen Selbstbild und Stigmatisierung nicht mehr von den Bemühungen zur Wahrung der Balance von Identität kompensiert werden. Die sich aufdrängenden Ereignisse werden übermächtig und können nicht mehr kontrolliert werden, was ein biografisches Trudeln auslöst und einen negativen Verlaufskurvenprozess einleiten kann.

42. Segment (Zeilen 602-619)

„und die andere Sache, dass ich hab auch der Pritsche oben gelegen, weil ich jung war und für mich war das Klettern nicht so schwierig und ich wurde krank uns hab hohes Fieber gehabt und konnte nichts essen und hab erbrochen und man hat nicht gewusst was mir fehlt und dort war ein Kinderarzt und den hat man geholt ... und –eh- zufällig habe ich gerade –eh- -eh- weiß nicht was gemacht und er hat gefunden, dass ich Gelbsucht hatte und ich war die erste die Gelbsucht gehabt hat in Theresienstadt und nachher war das eine schreckliche Epidemie ich denke es waren keine von den Kindern die keine Ge Gelbsucht hatte ... –eh- es war ziemlich schwierig, weil man musste streng Diät halten und es war nicht so viel von was man Diät machen konnte also ((leise)) bin ich gesund geworden + nachher nach dieser Gelbsucht bin ich in dieses L 410 gegangen und –eh- ich war sehr viel krank ... ich hatte Scharlach ich hatte Typhus also mit Typhus hat mich mein Vater gesund gepflegt aber mit Scharlach musste ich in Quarantäne und war sechs Wochen lang und hatte damals ich auch wieder Gelbsucht also war ich auf strenge Diät mit Scharlach mit Gelbsucht ((lacht)) damals konnte ich nur das hat man gekocht Nockerln aus Dunkel Dunkelmehl es war patschig und (((macht einen Laut des Ekels))) und viel Zucker musste ich essen also es war süß und ((leise)) und ich bin gesund geworden + „

Eine weitere hochgradig desidentifizierende Erfahrung sind die Krankheiten, an denen die Autobiografin in Theresienstadt erkrankt. Ohne den vertrauten Schutz des Elternhauses, der Fürsorge durch die Eltern und einer ausreichenden medizinischen Versorgung blieb ihre Genesung fraglich. Sowohl der Kinderarzt als auch ihr Vater als signifikanter Anderer konnten ihrer Genesung durchaus dienlich sein, jedoch blieben ihre Handlungsmöglichkeiten auf Beschwichtigung um ihren gesundheitlichen Zustand und auf Bemühungen um einigermaßen ausreichende Ernährung beschränkt. Dennoch schreibt sie ihrem Vater ihre Genesung zu („als mit Typhus hat mich mein Vater gesund gepflegt“), was auf einen hohen Grad an Verbundenheit und auf den hohen Grad des Verlustschmerzes aufgrund seines späteren Todes verweist.

43. Segment (Zeilen 620-664)

„I: Sie waren in L 410. Wie sah der –eh- Alltag dort aus?

E:

Also man musste aufstehen und aufräumen die Pritsche man musste lüften die Bettwäsche also es war eingeteilt, diese Betreuerin hat gesagt einen Tag –eh- diese Pritsche lüftet im Fenster und dann hat man aufs Fenster gelegt und jedes Mal war anders eingeteilt und jeden Tag hat man andere Möglichkeit gehabt die Bettwäsche zu lüften und das musste man genau befolgen also hat man aufgemacht aufgeräumt die Bettwäsche zusammengerollt, tagsüber das war so zusammengerollt am Kopf vom Bett man soll haben was zum sitzen .. also die Bettwäsche war hinten und dort war so eine Pritsche man hat dort das Geschirr gestellt, Zahnbürste und so weiter und so weiter, das sollte alles sauber sein und geordnet und ich kann mich erinnern einmal hat die Betreuerin nachgeschaut und hat bei meiner Nachbarin gefunden in der Essschale den Kamm und Unterwäsche also hat sie dem ganzen Zimmer gegeben Ausgangsverbot und ich habe gesagt: Verzeih mir, aber bei meiner Pritsche ist alles sauber, also ich kann gehen und bin weggegangen und habe meinem Vater erklärt, damals war meine Mutter schwer krank, ich fühl mich nicht schuldig wenn meine Nachbarin schmutzig ist, warum soll ich bestraft werden und der hat mit mit der Betreuerin gesprochen ((lacht)) () es kam nichts daraus, aber sie war sehr streng und heute weiß ich das sie sehr sehr viel getan hat für uns Kinder –eh- also wir haben das Zimmer in Ordnung gebracht und nachher wenn möglich gefrühstückt ja man hat immer gebracht zusammen es waren zwei drei Mädchen und die von der Küche Frühstück gebracht haben ((laut)) Es sind Sachen, die kann ich mich nicht erinnern + Ich kann mich nicht erinnern, wo wir gebadet haben, ich weiß wir haben uns gewaschen am Wasserhahn wo kaltes Wasser war, wo man auch das Geschirr gewaschen hat, also so ein –eh- eh- /eh/ eine lange –eh- Tisch mit Waschbecken und Hähne waren auf denen aufgebaut und da hat man Geschirr gewaschen und dort haben wir uns auch –eh- das Gesicht gewaschen und Hände und auch Zähne geputzt, aber ob wo wir gebadet haben, ich kann mich nicht erinnern, Kopf haben wir die Haare war eine Frau da, die jedem einem Mädchen das Haar gewaschen hat gehabt einen Krug mit warmen Wasser () und einem den Kopf gewaschen, das kann ich mich genau erinnern, aber wo wie geduscht haben und wo wir die Wäsche gewaschen haben, das weiß ich nicht mehr, also nachher haben wir gefrühstückt und /eh/ -eh- je nachdem gelernt wenn möglich –eh- gesungen und –eh- sehr viele –eh- -eh- Lieder gelernt dort, die Betreuerin war eine Zionistin und hat sehr viele hebräische Lieder gekonnt und wir haben gesungen tschechische und hebräische Lieder und wir haben –eh- auch Malunterricht gehabt, es war eine bekannte Malerin die gekommen ist und meistens haben wir zusammengesessen bis Mittag, Mittag hat man wieder geschickt Mädchen in die Küche die an der Reihe waren das Essen zu holen und –eh- Mittag gegessen, für das Mädchenheim war das Essen etwas besser –eh- nicht wie die alten Leute, die die haben Hunger gehabt, ich kann mich nicht erinnern, dass ich in Theresienstadt hungrig war, ich hab sogar Brot gespart für meinen Bruder und für meine /eh/ Eltern, für meine Eltern, die hatten beide Geburtstag im Juni und ich hab gesammelt Brot um auszutauschen für eine Torte machen für die Eltern ((laut)) (((zynisch))) ich war nicht hungrig in Theresienstadt +“

Aufgrund meiner Nachfrage nach ihrem Alltag in Theresienstadt eröffnet die Autobiografin eine Erzählung über den organisierten Tagesablauf im Kinderheim. Als Aspekt ihrer moralischen Entwicklung scheint das Vorkommnis mit ihrer Zimmergenossin zu sein. Sie fühlt sich nicht für deren Unordnung verantwortlich und entzieht sich der kollektiven Bestrafung. Ihre nachträgliche Unsicherheit über ihr Verhalten bespricht sie mit ihrem Vater, der die Situation mit der Betreuerin klärt. Gleichwohl verweisen die Bemühungen der Betreuerin um Sauberkeit und Ordnung auf ein vergangenes Leben im bürgerlichen Milieu und beweist eine Würde, die in

einem Konzentrationslager nur mit großer Mühe aufrechterhalten werden konnte. Die vermeintliche Strenge der Betreuerin dient als verlässliche Orientierung in einer unsicheren Umgebung und die Verrichtung alltäglicher Angelegenheiten generieren zum Gegenstand eines zukunftsgerichteten Vertrauens in einer scheinbar den sicheren Tod vor Augen habenden Umwelt. Die enge Bindung von Vater und Tochter erfährt in dieser Situation einer ihrer letzten Höhepunkte. Die Autobiografin erfährt ihren Vater als fürsorglich, an ihrem Alltag interessiert und für sie Partei ergreifend. Diese letzten Erlebnisse mit ihrem Vater prägen ihr Bild von ihm, das bis in die Gegenwart des Interviews aktuell ist.

Die politisch-zionistische Orientierung der Betreuerin mit ihren kollektiv-zionistischem Erziehungsidealen hinterlässt eine biografisch-relevante moralische Anschauung bei der Autobiografin und lassen Affinitäten an eine Hachschara erkennen. Die Solidarität mit ihrem Bruder und mit ihren Eltern („ich hab sogar Brot gespart für meinen Bruder und für meine /eh/ Eltern“) deutet auf eine hohe moralische Kompetenz und ein hohes Verantwortungsgefühl hin. Daneben weist sie auf den Hunger in späteren Lagern hin, welchen sie in Theresienstadt nicht erleiden musste. Die Ausstattung mit Identitätsobjekten, z.B. für die Körperpflege, besitzt in Theresienstadt vermutlich noch einen erträglichen Grad, der zumindest die Aufrechterhaltung eines fragmentierten identifizierenden Selbstbildes ermöglicht.

44. Segment (Zeilen 665-680)

„-eh- also wir haben Mittag gegessen und wieder was unternommen, die Betreuerin hat uns vorgelesen –eh- es wir hatten herrliche Kinder dort, wir hatten eine Familie *Blumenberg*, die alle sehr sehr begabt waren und herrlich gesungen haben, auch die Mutter, wir –eh- es waren ein paar Mädchen, die haben in der Oper Brundibar –eh- aus gesungen, im Chor waren sie, **ich** nicht ((leise)) ich war nicht dabei + -eh- und am Nachmittag war meistens frei bis fünf, ich bin gegangen zu meinen Eltern, es sind welche gegangen mit Burschen, ich weiß nicht /eh/ so Spazieren gegangen –eh- wir hatten eine auch ein sehr begabtes Mädchen, die hat Verse geschrieben, (((leise))) auch die *Vera* (((Anm.: ihre Freundin))) hat Verse geschrieben + -eh- es war ein schönes Zimmer, es war wirklich (((leise)) schade, dass diese nicht alle zurückgekommen sind, es waren sehr kluge begabte Mädchen . dabei .. jammerschade .. + diese Familie *Blumenberg*, diese was gesungen haben, es waren, es waren zwei Brüder und eine Schwester, die die Schwester war bei uns, die war die jüngste .. und die Mutter war auch irgendeine die hat auch gehabt eine Betreuung oder was .. –eh- die haben alle mit –eh- Brundibar mitgesungen ((leise)) und niemand soweit ich weiß niemand ist von ihnen zurückgekommen + ...“

In diesem Segment detailliert die Autobiografin das Kulturschaffen in Theresienstadt. Die Ermordung der meisten am Kulturleben Beteiligten hat neben den menschlichen Verlusten auch eine Lücke im künstlerischen Milieu seiner Zeit hinterlassen. Für die Autobiografin bedeutete die Kunst und Kultur in Theresienstadt eine Aktivität, die zukunftsorientiert war und den Menschen Hoffnung auf ein Leben nach dem Lager machte.

45. Segment (Zeilen 680-684)

„Ja, das war der Tagesablauf und am Abend als wir zu Bett gingen hat wieder die Betreuerin gelesen, sie hat uns vorgelesen von guten guten Büchern bekannten Büchern und –eh- wir waren immer sehr dankbar .. –eh- es waren Tage wo wir aufräumen mussten Grund aufräumen (((oder: grundaufräumen)))“

Wie in einem klassischen Familiealltag, hat die Betreuerin den Mädchen zur Belohnung, weil sie ihr Zimmer aufgeräumt hatten, am Abend eine Gute-Nacht-Geschichte vorgelesen. Die Bemühungen der Betreuerin, die Mädchen von der Umgebung abzulenken und die Illusion einer befriedeten Gesellschaft zu schaffen, hat für die Autobiografin, neben der Erfahrung des kollektiven Beisammenseins, die Bedeutung einer Milderung der traumatischen Erfahrung des Opfer-Seins auf der Orientierungsfolie der erzählten Zeit.

46. Segment (Zeilen 684-695)

„ich kann mich erinnern wir haben gemacht einmal ((lacht)) eine Grund wir haben die –eh- wie heißt die diese schwarze das Ungeziefer, diese weißen sind schrecklich (((sagt den Namen des Insekts auf tschechisch))) ich weiß nicht wie das auf deutsch heißt, das sind ... halben Zentimeter groß ungefähr und die beißen und die sind in den Matratzen in den Bettgestellen in Polster **überall** sind die und die vermehren sich das ist schrecklich also haben wir eine Jagd gemacht auf die, mussten alle Matratzen und alle Polster und alle –eh- Bettwäsche in den Garten runter ausklopfen und –eh- damals war noch kein DDT und gewaschen und geputzt aber das hat geholfen gerade für eine Woche vielleicht, kamen zurück ... das sind nicht Flöhe, die sind größer als Flöhe, auch Flöhe waren dort aber die sind größer .. schreckliches Ungeziefer ..“

Die desidentifizierenden Lebensbedingungen in Theresienstadt werden in Form eines kollektiven Ereignisses relativiert. Nicht die Realisierung, dass sie sich in einem Konzentrationslager befindet wird vordergründig erzählt,

sondern es sind jene, Ereignisse, die sich dieser scheinbaren Unabänderlichkeit unterordnen. Die Wahrung von einigermaßen lebenswerten Bedingungen entwickelte sich zur Hauptbeschäftigung in Theresienstadt, denn die Gefahr der Verwahrlosung war allgegenwärtig. Die Erzählung über ihren Kampf gegen die Wanzen in ihrem Kinderheim steht symbolisch für ihre Angst, den Kampf des Überlebens zu verlieren.

47. Segment (Zeilen 695-701)

„also wir haben probiert /eh/ sauber zu halten soweit es geht, uns beschäftigen soweit es geht, wir haben Feiertage gefeiert also die Betreuerin hat uns erzählt was dieser Feiertag und dieser Feiertag ist, was bedeutet, diese Frau *Blumenberg* hat gesungen für Freitagabend solange wir Kerzen hatten hat sie Kerzen angezündet Chanukka, einmal hat mir der ganze Haarschopf gebrannt von den Chanukkakerzen ((lacht)) –eh- also wir waren beschäftigt ((leise)) gut beschäftigt + ...“

Die Aufrechterhaltung einer Illusion von einem Leben, das an das Leben vor der Zeit der Verfolgung erinnert, wird in Theresienstadt geradezu zelebriert und verweist auf die Wahrung einer identitätsrelevanten Ausstattung von Objekten und Ideen hin. Die Ausübung religiöser Rituale bedeutet eine Rückbesinnung auf kollektive Werte und eine Form des Wunsches nach Einheit und Schutz durch die Gruppe. Die Autobiografin reflektiert dabei eine weitere wesentliche Funktion des kulturellen und religiösen Lebens in Theresienstadt: „Also, wir waren beschäftigt.“ Gezieltes Handeln wird in Theresienstadt zum Gegenstand der Verdrängung, das überlebenswichtig war. Das anekdotenhafte Erinnern kurioser Ereignisse, wie hier das Feuerfangen ihres „Haarschopfes“, bestätigen diese Bedeutung für die Autobiografin auf der Ereignis- und Erzählebene. Die „Beschäftigung“ in Theresienstadt bleibt für sie jedoch nicht nur auf dieser Ebene bedeutungsvoll, sondern sie war auch darüber hinaus „gut beschäftigt“, was die moralische Überlegenheit gegenüber ihren Schergen und den Versuch einer ideellen Abschwächung ihrer Verluste, z. B. an Bildung, an Familienleben oder an Freunden, symbolisiert.

48. Segment (Zeilen 702-710)

„I: Haben sie sich mal gefragt: Warum bin ich überhaupt hier? Warum
 E: Wir haben doch gewusst: Weil wir Juden sind. Wir durften doch ohne Stern Juden nicht heraus gehen sogar in Theresienstadt hat man den Judenstern getragen, also war das ganz klar außerdem haben wir das dauernd gehört –eh- Saujude, nicht zu verstecken, also das war keine Frage (((traurig))) nur weil wir Juden waren, kein anderer Grund + wir waren keine Diebe und keine Mörder und keine .. (lauter) es waren **so** gute Menschen in Theresienstadt so begabte Menschen, sehr viele Musiker und und Schriftsteller **und was sie nur wollen** ... also das war der einzige Grund ..“

Meine Nachfrage sollte jene Reflektionsebene bei der Autobiografin ansprechen, die, jenseits der Erzählung über den Alltag in Theresienstadt, die Grundsätzlichkeit ihres Daseins im Konzentrationslager problematisiert. Der Wechsel zwischen ihren hoffnungstragenden Erzählungen über ihre Bewältigung des Daseins in Theresienstadt und den Anforderungen hinsichtlich meiner Nachfrage offenbart den Grad ihrer Bemühungen, während der Erzählung ein mit sich selbst identifizierendes Bild aufrechtzuerhalten und die traumatisierenden Reflektionen abzuwehren. Die Frage nach dem „Grund“ ihres Daseins in Theresienstadt ist letztlich nicht ohne die Gefahr einer Retraumatisierung zu beantworten. Der Wechsel ihrer Stimmlage zu einer traurigen Grundstimmung verweist auf diese Gefahr. Gleichzeitig ist diese Frage nicht mit rationalen Argumenten zu beantworten, weil auch die Ursachen ihrer Verfolgung nicht rational waren. Somit verweist die Autobiografin letztlich darauf, dass es sich bei den Menschen in Theresienstadt weder um „Diebe“ noch um „Mörder“ gehandelt habe, sondern lediglich um „Juden“ und das war der „Grund“ für ihre Verfolgung. Damit verweist sie auf die Diskrepanz zwischen ihrem Selbstbild und der Stigmatisierung.

49. Segment (Zeilen 710-738)

„nachher –eh- hat –eh- hat man doch gemacht Theresienstadt –eh- als –eh- als eine **Stadt**, die Juden bekamen von –eh- Hitler fürs Rote Kreuz hat man gemacht einen Film und das Rote Kreuz eingeladen um zu zeigen, wie gut die Juden leben dort, ich kann mich erinnern, mein Vater hat den Park –eh- bepflanzen müssen, hat er gemacht herrliche Beete mit Blumen und –eh- -eh- es war dort ein Pavillon und in diesen Pavillon an diesem einen Tag hat eine Kappelle gespielt und man hat aufgestrichen alles –eh- -eh- paar Häuser in der Hauptstraße und –eh- Tische herausgestellt und gemacht ein Kaffeehaus und ein Geschäft und man hat –eh- Geld verteilt /eh/ Ghetto Geld als ob und man hat –eh- Kinder –eh- schön

angezogen und spielen lassen und man hat –eh- Kaffee ausgetragen im Kaffeehaus, das war braunes Wasser und so weiter und so weiter und man hat eingeladen das Rote Kreuz und die ((leise)) haben das geglaubt + man hat alle alte Leute eingesperrt und nicht herausgelassen von den Kasernen, sie sollen keine schlechten Eindruck machen und die das Rote Kreuz hat **nicht** nachgesehen und **nicht** nachgeforscht und (((die Unglaublichkeit nicht begreifend))) die haben geglaubt was die Nazis ihnen gezeigt haben + und wenn sie nachfragen und nachforschen sie werden diesen Film irgendwo finden (((Anm.: diesen Film gibt es nicht mehr, es sind lediglich einige Fragmente erhalten)))

I: Waren Sie bei dem Besuch des Roten Kreuzes auch dabei?

E:

Nein, ich weiß nicht, ich kann mich nicht, ich weiß nur mein Vater hat diese Beete bepflanzt in diesem Park, dieser Park liegt gegenüber von den L 410, es war also es war ein Gebäude –eh- 400 ich weiß nicht sieben oder zwölf ich weiß nicht eine Kapelle und L 410 und gegenüber diesem Park existiert noch ein riesiger Park also dieser Park war mit Blumen bepflanzt das weiß ich das mein Vater das bepflanzt hat und die Kapelle hat gespielt und –eh- -eh- man hat einen Film gemacht daraus ...

I:

Haben

Sie diesen Film mal gesehen?

E: Nein, dieser Film war ja nicht für Theresienstadt“

Die Erzählung über den Besuch der Kommission vom Internationalen Roten Kreuz basiert auf nachträglich erworbenem Wissen der Autobiografin und nicht auf eigenerlebten Ereignissen. Daneben scheinen die „herrlichen Beete mit Blumen“ des Vaters, der als Gärtner für die Vorbereitungen des Kommissionsbesuchs und der Umgestaltung von Theresienstadt in ein Potemkinsches Dorf von der SS instrumentalisiert wurde, von der Autobiografin eigenerlebt worden zu sein und als Reminiszenz an ihre als schön erinnerte Kindheit eine höhere Bedeutung aufzuweisen als die Reflektion über die nationalsozialistische Propaganda und das Versagen des Roten Kreuzes in der Aufdeckung der wirklichen Bestimmung von Theresienstadt. Der Verlust der Kindheit und der damit verbundene Verlust der elterlichen Familie sind bei der Autobiografin in der Erzählung sowohl in der gegenwärtigen Erzählzeit als auch in der erzählten Zeit allgegenwärtig und besitzen biografische Relevanz.

50. Segment (Zeilen 738-752)

„E: Nein, dieser Film war ja nicht für Theresienstadt –eh- ich sage ihnen, ich wollte ich wollte vergessen ich wollte .. ungefähr 40 Jahre lang wollte ich mich nicht erinnern ... ich wollte nichts wissen ich wollte vergessen ich hab auch viel vergessen ... ich habe das irgendwo herein gedrängt ((lacht)) in irgendein eine kleine kleine Zelle nur nicht herauskommen .. wenn hier ist ein –eh- -eh- Erinnerungstag habe ich immer gebeten ich will arbeiten an diesem Tag ich will nicht zu Hause sein ich will nichts hören ich will nichts sehen ((sehr leise)) ich will vergessen + das ging so 40 Jahre ... vielleicht mehr ich weiß nicht mehr genau wann ich aufgehört hab .. und nachher war eine Bekannte, die war auch in Theresienstadt ...

und –eh- die hat mir gesagt: Ich soll aufhören und –eh- -eh- ich soll lieber lieber erzählen und lieber ha he herausgeben weil es nicht gesund sich so zu verkrampfen s s so vergessen zu wollen .. diese Bekannte ist auch aus Brünn und wir haben gemacht gemeinsam auch mit der Vera auch mit auch ich war dabei auch noch ein Mann aus Brünn –eh- für die tschechische Television haben wir gemacht und –eh- es ist sehr gut rausgekommen ...“

In eigentheoretischen Kommentaren bemüht sich die Autobiografin ihr jahrzehntelanges Schweigen über ihre Lebensgeschichte zu reflektieren und zu verstehen. Ihre intensiven Bemühungen, die traumatischen Aspekte ihrer Lebensgeschichte vergessen zu wollen, führten letztendlich zu einer ständigen, unausgesprochenen Dominanz dieser Lebensgeschichte und dem gleichzeitigen Verlangen, dieselbe Geschichte verdrängen zu wollen. Diese große Geschichte ruhte geradezu in Form „einer kleinen Zelle“ in der Autobiografin und drohte jederzeit aufzubrechen. Der große biografische Aufwand zum Verdrängen dieser Geschichte deutet auf den hohen Grad der traumatischen Verletzung hin. Dabei wurde auch der jährliche Gedenktag in Israel, der Yom ha Shoah, zur Erinnerung an den Holocaust, auszublenden versucht. Den Impuls zur Beendigung ihres Schweigens gab eine „Bekannte“ aus Theresienstadt. Deren Ermahnung zum Reden über ihre eigene Lebensgeschichte beendete das jahrzehntelange Unterdrücken dieses Wunsches. Zusammen mit dieser „Bekannten“ und zwei weiteren Zeitzeugen präsentierte sie sich im tschechischen Fernsehen, was eine enorme Wandlung in ihrer Positionierung hinsichtlich ihrer Lebensgeschichte darstellt.

51. Segment (Zeilen 753-777)

„I: Sie sprachen von der Zeichenlehrerin im Kinderheim, was haben sie dort gemacht?

E: Also ich war nicht begabt zeich trotzdem das es sind hier und da meine Bilder auch irgendwo jetzt hat mir meine Schwester gesagt in in einem Buch –eh- von dieser man hat geschrieben von dieser Zeich –eh- Malerin (((überlegt ihren Namen))) Frie Frie Fried

I: Friedl Dicker-Brandeis?

E: Ja, danke –eh- in diesem Buch ist ein Bild von mir, ich kann mich nicht erinnern, meine Schwester hat mir gesagt und .. diese hat meine Schwester unterrichtet, meine Schwester ist sehr begabt und –eh- hat auch uns waren doch verschiedene Zimmer nicht nur wir und diese ist gegangen von Zimmer zu Zimmer und hat mit uns gezeichnet .. in Jerusalem in Yad Vashem waren ein Paar ein Paar Holzschuhe holländische Holzschuhe die ich gemalt hab . ausgestellt, von denen hab ich sogar eine Fotografie, mein Sohn hat das –eh- fotografiert und –eh- es ist ja noch ein Mädchen in Haifa –eh- -eh- die *Judith Richter* –eh- heute heißt sie *Hachlim* und –eh- die hat dort ein Paar

Holzschuhe ausgestellt in Yad Vashem/

Sie waren **nicht** in Yad Vashem?

I:

Ich

war vor einigen Jahren dort, aber ich werde nächste Woche hinfahren.

E:

Ich weiß nicht ob das noch

ausgestellt ist, es war dort ein Zimmer für Kinderzeichnungen aus Theresienstadt und dort waren diese Holzschuhe von der *Judith* und von mir und noch von einem ausgestellt .. und es sind noch paar Bilder“

Ein Fauxpas meinerseits verursachte einen Bruch in der Erzähldynamik und in den Erzählinhalten an dieser Stelle des Interviews. Meine vermeintlich erzählgenerierende Nachfrage entpuppt sich als weder die Erzählung weiterbringend noch knüpft sie geschickt an das vorhergehende Segment an, dessen Inhalt sich durchaus für eine erzählgenerierende Nachfrage geeignet hätte. Die Autobiografin scheint diesbezüglich irritiert zu sein und akzeptiert schweren Herzens meine Nachfrage, was ihrerseits eine Neuorientierung in der Erzählung erfordert. Die biografische Bedeutung des vorangegangenen Segments wird durch mein Interesse an dem Zeichenunterricht in Theresienstadt keineswegs gerecht. Demzufolge gestaltet sich die weitere Erzählung in diesem Segment künstlich konstruiert und entfaltet zunächst nicht ihre biografisch relevante Erzähkraft. Die von ihr angefertigte Zeichnung mit den holländischen Holzschuhen gerät somit nicht in jenen Aufmerksamkeitsfokus, dem die Bedeutung dieser Zeichnung für die Autobiografin gerecht würde. Darauf weisen die Gegenwartsbezüge in der Erzählung hin, die in direkten Fragen an den Interviewer zum Ausdruck kommen.

52. Segment (Zeilen 778-798)

„I:

Sie hatten auch sonst noch Unterricht, der war ja nicht erlaubt, wie

haben sie das als Kind so erlebt?

E:

Also wir hatten ja keine Hefte und Bücher, wir hatten zum Schreiben

ja ich hatte doch alles verloren, mir hat man alles weggenommen, die Mädchen die geblieben sind in Theresienstadt bis zum Schluss denen wurde erhalten also sie haben gehabt ein Stückchen Papier hat man geschrieben wir haben gerechnet wir haben bisschen Geographie gelernt und wir ein bisschen von allem ein bisschen und das meistens ohne zu schreiben oder irgendwo irgendwas festzuhalten .. auf Stückchen Papier, wir hatten doch keine Lehrbücher oder irgendwas aber wir haben **trotzdem** gelernt mit dieser XY und mit *Judith* beide –eh- beide –eh- Aufseherinnen war ((lacht)) arme *Judith* also die haben uns unterrichtet ((laut)) also es war nichts geordnet es war nicht eine Schule das man sagt diese Stunde ist Mathematik und diese Stunde ist Geographie jetzt lernt man Tschechisch und und ich weiß wir haben auch ein bisschen Hebräisch gelernt und wir haben –eh- alles durcheinander ... also mein Wissen bis heute ist sehr lückenhaft weil hier hat man gelernt

und hier hab ich gelesen etwas und zusammengestellt aber es sind bis heute merk ich sind Lücken da ... –eh- vielleicht hätte ich nicht so schwer das Leben gehabt ich hatte zwei Kinder war ich .. 22 23 Jahre alt und die waren sehr viel krank und ich hatte wirklich keine Möglichkeit mich weiterzubilden vielleicht hätte ich nicht so schwer gehabt möchte ich weiterlernen oder etwas aber es ging nicht und –eh“

In diesem Segment wird eine identitätsrelevante Folge der Zeit in Theresienstadt für die Autobiografin in einem eigentheoretischen Kommentar reflektiert („also mein Wissen bis heute ist sehr lückenhaft [...] vielleicht hätte ich nicht so schwer das Leben gehabt“). Als eine Folge des Holocaust beschreibt sie ihre mangelhafte Bildung, die in späteren Jahren nicht mehr kompensiert werden konnte. Die Bemühungen der Betreuerinnen und Betreuer in ihrem Kinderheim in Theresienstadt reichten dementsprechend nicht aus, sie auf einem Bildungsstand zu halten, der denjenigen Kindern entsprach, die keine Lücken in ihrer Schullaufbahn zu verzeichnen hatten. Somit erlaubt sich die Autobiografin, Folgen des Holocaust an sich festzustellen, was während der langen Zeit des Schweigens für sie ein Tabu war. Trotzdem gewährt sie einen Einblick in die umfangreichen Bildungsbemühungen in Theresienstadt, an denen sie teilhaben konnte. Dabei erscheint das Erlernen der hebräischen Sprache den Vorstellungen der zionistischen Erziehungs- und Bildungsideale der Betreuerinnen und Betreuer zu entsprechen, weil die neue Sprache für die Autobiografin ebenfalls biografische Relevanz besitzt und somit eine Identifikation mit dem aufgezwungenen Kollektiv in Theresienstadt der Verfolgten und dementsprechend eine Abgrenzung zu den Nationalsozialisten möglich wurde.

53. Segment (Zeilen 798-820)

„außerdem ich wollte immer Krankenschwester sein ... also meine Kinder waren wurden neun Jahre alt bin ich ins Krankenhaus gegangen arbeiten ((leise)) seit damals bin ich geblieben + ...

I:

Den Wunsch Krankenschwester zu werden hatten Sie schon als Kind? E:

O

jaaa ich denke soweit ich mich erinnern kann ich denke ich war fünf sechs Jahre alt ... wollte ich schon Krankenschwester werden ...

I: Hatten Sie da ein Vorbild?

E: Nein nein

I: Und woher glauben Sie, hatten sie diesen Wunsch?

I: /eh/ ich wollte immer helfen Menschen, ich weiß nicht von wo das kam –eh- zum Beispiel wir hatten zu Hause –eh- -eh- in diesem Haus war eine Wohnung für Hausmeister und diese Frau half meiner Mutter –eh- im Haushalt und –eh- der Mann half meinem Vater im Garten und die hatten ein kleines Kind also das war später schon zuerst hatten wir eine andere Hausmeisterin die war die hatte schon einen großen Sohn die ist nachher weggegangen und diese zweite haben gehabt ein kleines Kind und wenn meine Mutter gebeten hat ich soll ihr helfen mit irgendwas das kann ich mich noch heute erinnern habe ich ihr gesagt: Du hast doch Hilfe, ich geh lieber aufpassen auf diesen Sohn, der ist allein .. also bin ich gegangen und hab mit dem kleinen Kind gespielt .. meine Mutter hatte doch Hilfe ne ...von wo das kam weiß ich nicht“

Die Erfüllung eines Kindheitstraumes sieht die Autobiografin in der Realisierung ihres Berufswunsches gegeben. Als Teil der Kompensierung ihrer vermeintlich oder wirklich lückenhaften Bildung („außerdem ich wollte immer Krankenschwester sein“) lebt sie den Beruf der Krankenschwester. Bereits als junges Mädchen beweist sie ihr empathisches Vermögen, indem sie das Hausmeisterehepaar bei der Betreuung ihrer Kinder unterstützt. Neues Leben besitzt für sie jene positive Kraft, die ihr während der Verfolgung abhanden gekommen schien. Die Erfahrung von Solidarität als Wert, der ihr aus dem Elternhaus mit auf den Weg gegeben worden war, bleibt auch oder gerade wegen der Erfahrung des Holocaust biografisch relevant („ich wollte immer helfen“).

54. Segment (Zeilen 821-846)

„I: Sie
waren viel krank in Theresienstadt?
E: Sehr viel ...
I: Und es war für Sie ein besonderes Ereignis
als sie die Zitrone bekommen haben
E: Ja, ich wusste es war ein **Unternehmen** eine Zitrone zu bekommen überhaupt in Europa im Krieg noch in Theresienstadt, ich weiß nicht wo mein Vater das her bekommen hat, er hat mir das nie gesagt und was es ihn gekostet hat, hat er auch nie gesagt. Ich weiß mein Vater war ein sehr sehr guter Gärtner ((leise)) wie er in allem gut war + er hat nach nachher gepflanzt –eh- eine Kohlrübe, die war so groß wie ein Kinderkopf und die Deutschen haben dafür den Ersten Preis bekommen .. –eh- diese Kohlrübe war überhaupt nicht hart –eh- wie sagt man das wenn sie holzig wird , ja? Sie war nicht sie war saftig und so groß .. also mein Vater war wunderbar und er hat es erreicht diese Zitrone zu bekommen .. wir haben als Kinder schon im Krieg wi wi wirklich –eh- nicht mehr so viel war a aber wir hatten in Brünn noch Zitronen und meine Mutter war immer bedacht auf Vitamine, wahrscheinlich sind wir deshalb alle drei auch am Leben geblieben –eh- haben wir als Süßigkeit bekommen einen Würfelzucker mit Zitrone und ein paar Zitronentropfen auf dem Zucker und lutschten es, es ist wunderbar es ist sehr sehr gesund voll Vitamine und Vitamine gehen nicht verloren wenn man sofort isst .. also wir haben immer Gemüse und Obst gehabt in Hülle und Fülle, ich kann mich erinnern in Brünn noch vorm Krieg –eh- ich hab nicht gefrühstückt im Sommer ich hab immer am Baum gefrühstückt irgendein Obst das gerade gut war, im Sommer wenn man mich nicht gefunden hat im Bett

ist man gegangen in Garten irgendeinen Baum saß ich und aß ((weint)) also es war schön, vorm Krieg war sehr schön“

Über den unglaublichen Vorgang, in Theresienstadt eine Zitrone zu besorgen, erfährt die Autobiografin ihren Vater als fürsorglich und als Vorbild. Aber nicht nur das: Ihr Vater war und bleibt zeit ihres Lebens mehr als das, denn er „war in allem gut“. Der Verlust ihres Vaters besitzt biografische Relevanz und damit verbunden ist der Garten ihres Elternhauses, der jene schöne Kindheit symbolisiert, die für die Autobiografin das Leben in ein Vorher und ein Nachher einteilt. Es scheint, als habe sich in ihrer Erfahrungsaufschichtung die Schönheit der Kindheit als etwas abgelegt, was in ihrem Leben niemals mehr diese Dimension erreicht hat resp. erreichen könnte. Das Leben „vorm Krieg“ war „sehr schön“ und das Leben danach eine zu bewältigende Aufgabe.

55. Segment (Zeilen 847-865)

„I: Wie lange waren Sie in Theresienstadt?
 E: /eh/
 42 März bis Oktober 44 .. Oktober 44 sind viele Transporte gegangen nach Auschwitz .. –eh- ich denke damals haben sie schon geahnt der Krieg wird nicht so schnell vorbei das heißt wird nicht mehr so lange dauern und die wollten was mehr Schaden anrichten die Nazis .. die haben auch von Theresienstadt die ganze –eh- wie sagt man die das organisiert haben und alles die haben sie auch weggeschickt .. der Stadtrat und so weiter das war doch eigentlich in jüdischen Händen aber unter deutscher Kontrolle also sie konnten nichts machen und man hat sie sogar gezwungen Transportliste aufstellen, ich kann mir vorstellen das es für jeden schrecklich war ... aufzuschreiben wer geht in den Transport und wer nicht ...
 I: Nachdem Sie in das Kinderheim kamen, blieben sie auch dort?
 E: Ja, von diesem Kinderheim auch meine Schwester war in L 410, von dort sind weg, auch meine Eltern waren im Garten 410 ...
 I: Sie konnten dann ihre Eltern auch sehen?
 E: Sie sind zu uns gekommen, sie haben gewusst wo wir sind, aber meistens sind wir zu ihnen gegangen in den Hof ...“

Als Resultat später erworbenen Wissens berichtet die Autobiografin zunächst über das perfide System, das die Juden in Theresienstadt resp. ihre Vertretung - die so genannte „Jüdischen Selbstverwaltung“ - dazu nötigte, Namenslisten zu erstellen, aus denen hervorgehen sollte, welche Personen in die Deportationen in die Vernichtungslager eingereiht werden sollten. Während dieser Zeit hat die Autobiografin die Möglichkeit gehabt, ihre Eltern

in Theresienstadt zu besuchen und diese konnten sie auch in ihrem Kinderheim aufsuchen.

56. Segment (Zeilen 866-887)

„I: Wie war das dann, es kam der Befehl zur Deportation?
 E: Das war schrecklich ...
 I: Was haben sie da gedacht, wie es
 E: Damals hatte ich schon Angst, weil damals hat mein Vater –eh- mit uns gesprochen, mit meiner Schwester, auch mit mir, jeder separat und hat uns irgendwelche Ratschläge gegeben und .. ich hab gefühlt es ist irgendwie –eh- gefährlich ist, das es nicht so wie in Theresienstadt ist –eh- gut nach so vielen Jahren kann man nicht sagen, ich hab das oder das gefühlt, aber ich denke damals hatte ich schon Angst ... o ja ((schluchzt))) in diesem Kinderzimmer, in diesem 28er Zimmer ... wir waren schon so gewöhnt aneinander wir waren so **zusammen**, eine Einheit, eingelebt .. und vorher sind auch schon Transport weggegangen aber wir haben wir waren immer **traurig** über jeden einen der weggegangen ist .. nachher sind andere Kinder gekommen, aber das war schon –eh- wir haben sie gut aufgenommen, aber das war nicht dasselbe und –eh- jeder einer hat uns weh getan und jeder einer hat uns gefehlt .. der weggegangen ist .. s ... –eh- ... ((leise)) jeder einer sich so einzuleben + sie können sich nicht vorstellen **30** Mädchen zwischen, damals waren wir schon 14, ja, also das ist so eine Konkurrenz meistens in den Schule, bei uns war das nicht, irgendwie eine Familie irgendwie zusammengehalten –eh- (((feststellend))) wir haben uns gern gehabt ... eine mehr eine weniger aber es war keine Feindschaft zwischen uns wir haben uns nicht geprügelt wir haben uns nicht geschlagen wir haben uns ((leise)) gern gehabt + ja ...“

In dieser Zeit wurde Theresienstadt zum Bewertungsmaßstab, zu einer Orientierungsfläche, die die Ausrichtung der Werte an das ehemalige Leben in Brünn abgelöst hatte. Gab es bis dahin das Leben vor Theresienstadt, so rückte mittlerweile immer das, was nach Theresienstadt drohte, in den Vordergrund. Der Befehl zur Deportation aus Theresienstadt, das mittlerweile zu einem Zuhause geworden war, zumindest was das Kinderheimzimmer Nr. 28 betraf, löste neue Ängste aus, die sich aus der Erfahrung speisten, dass jede Veränderung der Lebenssituation auch ihre Verschlechterung bedeutete. Die familiären Bindungen, die sich im Kinderheimzimmer ergeben hatten, wurden in dieser sich ständig verschlechternden Lebenssituation als Orientierungspunkt gelebt, der auf ihre Wirklichkeitskonstruktion mit einer fortschreitenden Entfremdung vom früheren freien bürgerlichen Leben verweist. Der Prozess der Stigmatisierung, die unbewusste Entwertung eigener Bedürfnisse und die ständige Korrektur des Selbstbildes als Anpassung an die Milieubedingungen funktioniert somit mit seiner zermürenden und mit seiner identitätsmanipulierenden und

identitätszerstörenden Kraft, d.h. als desidentifizierende Rolle, die als solche nicht mehr von der Autobiografin in der erlebten Zeit reflektiert werden kann und die Bewusstwerdung über die Eskalation der Ereignisse verhindert.

57. Segment (Zeilen 888-906)

„I: Hatten Sie eine beste Freundin, der man viel anvertraut, mit
 E: Ich denke in Theresienstadt war schon nicht mehr, ich hatte schon Angst .. meine beste Freundin hat mich verlassen () hatte keine Freundschaft mehr **aber** ich hatte gute Bekannte und eine lebt in Kalifornien auch aus Brunn auch XX , XX XX hat sie damals geheißt, heute XX, sie ist zurückgekommen –eh- war dort –eh- aus Waisen –eh- Waisenheim, in Brunn waren Kinder die ich schon vorher gekannt hab –eh- das ich, ich habe nie verstanden, man hat die Kinder im Waisenheim in Brunn gelassen und die Eltern sind hergekommen, sie haben gedacht, sie werden die Kinder nachlassen kommen können, aber sie haben es nicht geschafft und die Kinder kamen um ... ein kleines Mädchen, sie war so klein und zart, da haben sie Hase genannt (((nennt das tschechische Wort für Hase))) ... ist umgekommen (10 Sek.) Es war ein schönes Zimmer 28, wir schreiben ein Buch darüber/
 Haben Sie davon gehört?
 I: Ja, mit den anderen zusammen
 E: Zimmer 28 .. da ist auch die XX dabei und die XX und die von ZZ ... war schön“

Wegen ihrer ehemaligen Freundin in Brunn, von der die Autobiografin „verlassen“ worden war, entwickelte sie ein Trauma, das es ihr scheinbar unmöglich macht, enge Vertrauensbeziehungen zu anderen Menschen einzugehen. Aus Angst, wieder verlassen zu werden, mied sie enge Freundschaften und unterschied dementsprechend bei ihren Kontakten zwischen Freunden und „guten Bekannten“. Das Verlassenwerden thematisiert sie ebenfalls in der Erwähnung von den in Brunn zurückgelassenen Waisenkindern, die von ihren Eltern nicht mehr nach Theresienstadt geholt werden konnten. Unmittelbar im Anschluss an die Pause nach der Erwähnung des Todes von „Hase“ unterbricht sie den Erzählfluss, indem sie anführt, wie „schön“ das Kinderheimzimmer Nr. 28 gewesen sei und gerät umgehend auf eine gegenwartsbezogene Orientierungsfolie in der Erzählung, da sie mitteilt, dass „wir“ ein Buch darüber schreiben. Das traumatische Thema des Verlassenwerdens und des Verlassenseins wird somit gemieden und deutet folglich auf den hohen Grad seiner biografischen Relevanz hin.

58. Segment (Zeilen 907-944)

„I: In Auschwitz begegneten Sie Mengele, wie war das?

E:

Rechts und links ... da kommt ein großer Zug an vollgepfercht mit Menschen, in jedem Waggon waren so viele Menschen drinnen, ich weiß nicht wie viel, aber wir konnten nicht sitzen und wir waren tagelang unterwegs, es war, man hat sich gewechselt sich hinsetzen ein paar Mal unterwegs sonst musste man stehen und ein Kübel mit –eh- was man machen musste unterwegs, also nachher sind wir plötzlich angekommen, der Zug blieb stehen, er blieb paar Mal stehen unterwegs und stehen man hat Tür aufgerissen angefangen zu schreien: ((laut)) Raus raus alles raus raus –eh- alle Sachen liegen lassen raus raus raus + und es war hoch es waren Menschen, die konnten nicht so einen großen Sprung machen ältere Menschen, man hat gestoßen und es waren Aufseher mit Hunden, Gewehren und (((gibt die Kommandos der Aufseher wieder))) ((laut)) steht alle in Reihen in Reihen schnell schnell Frauen separat Männer separat schnell schnell schnell stehen und heraus heraus alles liegen lassen + (((atmet tief ein und aus))) Wir haben nur aufgepasst alle zusammen bleiben ... nachher hat Mengele: (((versucht Mengele nachzuahmen in Befehlstone))) rechts rechts rechts lin... und weitergegangen in eine Baracke und nachher habe ich gesehen mein Vater ist gegangen um die Ecke links ((leise)) und habe ihn nie wiedergesehen (9 Sek.) nachher in eine Baracke wie weit es war weiß ich nicht (((schluchzt))) Oktober war schon ziemlich kühl .. wieder geschrien: ((schnell)) Alles auszieh auszieh Dusche machen alles auszieh schnell schnell schnell Untersuchung + alles schnell, nachher hat man die Sachen ablegen müssen –eh- Röcke und Mäntel separat und Schuhe separat das waren **Haufen** von Sachen ... und (((im Befehlstone der Aufseher))) ((laut)) weiter weiter weiter schnell + und jeder den anderen aufeinander und nachher –eh- die Haare abscheren plötzlich sehen alles aus (((betroffen))) das ist schrecklich + (((verärgert))) ich kann heute nicht sehen ein Mädchen ohne Haare, ich bekomme direkt –eh–eh- s s es ist mir unbegreiflich wie das die Mädchen machen heute ... und –eh- (((im Befehlstone der Aufseher))) ((laut)) weiter weiter weiter in die Dusche weiter + und dann steht man in der Dusche ohne Seife ohne ohne Handtuch ohne nichts Wasser kommt heraus und man steht ganz nass da und und und bekommt zugeworfen irgendein e etwas das nennt man ein Kleid und zieh das an auf den nassen Körper und man friert und ohne Schuhe man bekommt man ein eine große Frau bekommt ein kleines Kleid und so umgekehrt (((verärgert))) schmeißt einfach hin + nachher sieht man wirklich komisch aus und schrecklich und hungrig ist man und verängstigt ist man und –eh- kalt ist einem und es ist nicht gut sich vorstellen, das kann man sich nicht vorstellen, das kann man gar nicht in Worte –eh- fassen, es ist unglaublich, nachher –eh- eine Baracke mit einem **Steinboden** und alles alles kalt ... jeder kümmert sich nur um sich ...“

In einem schnellen Erzähltempo taucht die Autobiografin in die damaligen Ereignisse ein, die sich traumatisch in ihrer Erfahrungsaufschichtung abgelegt haben. Die übermächtigen Ereignisse kumulieren nahezu in der Personifizierung des Schreckens, nämlich in der Person Mengeles, der für die Entscheidung über Leben und Tod verantwortlich war und, unabhängig davon, ob die Autobiografin ihm wirklich gegenüberstand, diese umfassende Macht symbolisierte. In Auschwitz gab es keine Solidarität mehr, es war die „Hölle“, die im Kontrast zu Theresienstadt steht. Die allgegenwärtige Kälte etikettiert die Verluste an Menschen, Gegenständen und Empathie. Das kollektive Erinnern („man“) an die grausamen Erfahrungen verweist auf die Abwehr, diese Verluste mit sich selbst in Verbindung bringen zu wollen oder

gar zu können. Als Gegenwartsbezug offenbart die Autobiografin ihre Abscheu gegenüber der freiwilligen Rasur des Haupthaars bei Mädchen, das vermutlich zur Zeit des Interviews in Israel eine gewisse Popularität genoss. Das traumatische Erleben der eigenen Demütigung durch ihre aufgezwungene Kahlheit und seiner desidentifizierenden Wirkung besitzt als Folge des Holocaust biografische Relevanz.

59. Segment (Zeilen 945-967)

„I: Sie waren in Auschwitz noch mit ihrer Mutter zusammen

E: Ja, am Anfang war und nachher hat man meine Mutter weggeschickt aber sie ist zurückgekommen ...

I: Sie sagten, sie war zwei Tage weg?

E: Ja, nach der Untersuchung von Mengele am Bahnhof hat er nur angeschaut angezogen, also nur nach dem Gesicht jung alt, meine Mutter war damals 44 Jahre alt ... 43 43 Jahre alte und sie hat gut ausgesehen aber nachher war die Musterung ausgezogen also hat man schon gesehen wer älter ist und wer wirklich jung ist, hätte er gewusst ich bin 14 Jahre alt hätte er mich auch weggeschickt aber er hat nicht gefragt danach, ich damals schon so groß wie heute und – eh- jung und stark gebaut also zur Arbeit auch meine Schwester und meine Mutter war schon eine ältere Frau aber weggeschickt aber sie hat sich nicht lassen jeden gesagt ich kann arbeiten das ist ein Irrtum wo sie wusste wieso sie wusste, dass wir zur Arbeit gehen weiß ich nicht, wahrscheinlich haben die Frauen schon mehr gewusst wo sie abgesondert waren, also sie hat sich vorgenommen sie hat nichts zu verlieren und hat jeden einen gebeten: Ich kann arbeiten und muss gehen ins Arbeitslager, man hat sie zurückgebracht ...

I: Da war die Freude bestimmt sehr groß

E: ((erfreut)) O ja + ((leise)) sehr groß + (((sehr leise))) das kann ich mich erinnern +... aber das meine Mutter nach nach den allen starb das werde ich nie begreifen ((atmet tief ein und aus)) ((weint)) (13 Sek.)“

Für die Autobiografin schien es ein glücklicher Zufall zu sein, dass sie bei den „Selektionen“ älter wirkte und somit als „arbeitsfähig“ galt, obwohl sie nicht beabsichtigte älter zu wirken, weil es ihr vermutlich nicht bewusst war, dass dieser Umstand ihr helfen würde zu überleben. Die Tatsache, dass die „arbeitsfähigen“ Frauen ausgesondert wurden, war ihrer Mutter wahrscheinlich bekannt, was deren entsprechenden Bemühungen plausibel erscheinen lässt. Die ständige Todesangst in dieser Zeit und die Anstrengungen der Mutter, den Kampf um das Überleben nicht zu verlieren, macht die besondere Tragik deutlich, die sich mit dem Tod der Mutter nach ihrer Befreiung offenbart. Für die Autobiografin scheint dieses Ereignis aufgrund ihrer emotionalen Reaktion während der Erzählung eine hohe biografische Relevanz zu besitzen. Letztlich bleibt der Tod der Mutter als

Folge des Holocaust zu erklären. Die Autobiografin empfindet den Tod ihrer Mutter als Bestrafung, nachdem doch Krieg und Holocaust beendet und der Kampf um das Überleben gewonnen schien. Ihr Versuch einer Rationalisierung deutet auf einen hohen Traumatisierungsgrad hin und auf den Versuch, den Tod der Mutter aus dem schmerz erfüllten Erfahrungsfokus auszublenden oder zumindest zu marginalisieren.

60. Segment (Zeilen 968-982)

„I: Sie kamen dann nach Kurzbach, sagten Sie
 E: Ja, nach Kurzbach Tankfallen gebaut, man hat gedacht man wird die Tanke aufhalten können und den Krieg doch gewinnen aber das wissen sie schon .. wir waren dort zwei Lager, jeder –eh- jede Gruppe hat 1000 Frauen gehabt, dort war das Essen ein bisschen besser, wir haben zu Mittag gute Suppe bekommen und ein Stück Brot also das Essen war ein bisschen besser und –eh- sogar ein Mantel im Winter bekommen das war ein Sommermantel und kein Wintermantel und man musste dort –eh- in diesen –eh- gefrorenen Er in gefrorene Erde graben und schaufeln und draufschmeißen die Erde –eh- haben schwer gearbeitet, nachher die Stämme schleppen vom Wald .. und nachher schnell schnell weg .. unterwegs sind viele Frauen liegengelassen, es sind sogar, ich hab gehört drei oder vier Frauen –eh- es ist ihnen gelungen wegzulaufen, sich zu verstecken und weglaufen, aber meistens –eh- entweder sind sie am Wegrand liegengelassen –eh- liegengelassen oder zusammen mit uns ((leise)) bis Bergen-Belsen durchgehalten ...“

In demütigender Weise und mit einem desidentifizierendem Selbstbild erfährt die Autobiografin die Zwangsarbeit in Kurzbach. Die physischen und psychischen Bedingungen haben sich im Vergleich zu denen in Theresienstadt qualitativ enorm verschlechtert. Das eigene Überleben ist in den Fokus des alltäglichen Handelns gerückt und erfordert ein Sich-Abwenden von den in Theresienstadt noch aufrechtgehaltenen Werten wie z.B. der Solidarität unterhalb der Mädchengruppe im Kinderheim oder das Aufrechterhalten eines Kulturlebens im Lager.

61. Segment (Zeilen 983-1011)

„I: Sie sagten, davor waren sie noch in Groß-Rosen
 E: Ja, man hat uns, also wir sind zu Fuß gegangen bis Groß-Rosen und von Groß-Rosen hat man uns in offene Waggons gesteckt ... ich weiß nicht genau die Mappe von Deutschland, ich weiß nicht genau wo Groß-Rosen liegt und –eh- wo Bergen-Belsen liegt, es steht auch nicht drauf auf der Mappe Groß-Rosen oder Bergen-Belsen, das sind die Namen

von den Lagern, ich weiß nicht genau wo das ist, ich weiß nur, dass Bergen-Belsen nicht weit von Celle ist .. aber Groß-Rosen muss sein zwischen Auschwitz Kurzbach und –eh- Bergen-Belsen irgendwo (8 Sek.) ich wollte nie nach Deutschland fahren, aber ich war im April in Deutschland (((Anm. April 1999))) in Weikersheim und ich war ganz baff, also es war sehr schön, man hat uns wunderbar aufgenommen, aber die Wirtin wo ich gewohnt hab, wir sind gekommen –eh- im Mai –eh- im April 20., sagt sie mir beim Frühstück plötzlich: Heute ist das Geburtstag von Hitler, also ich war so baff, dass sie sich das gar nicht vorstellen können, hab ich ihr gesagt: Es interessiert mich nicht und sie hat weiter: Ich kann mich so gut erinnern, weil die Tochter von irgendeiner Verwandten ist geboren am 20. April, hab ich ihr gesagt: (((ironisch))) Die Ärmste ...also dann hat sie begriffen und hat aufgehört, aber ich hab ich hab das nicht verstanden .. (((verärgert))) Wieso kann man sich noch erinnern auf Geburtstag von Hitler, was war er für eine Persönlichkeit, er hat doch soviel Unglück gebracht auf die Deutschen ...

I: Das war in Weikersheim in der Pension

E: Ja, man hat uns untergebracht in –eh- Pensionen, verteilt auf verschiedene Zimmer (8 Sek.) unverständlich nein? /

Auch für

Sie? (((energisch))) oder nicht?

I: Ein schlimmer Vorfall“
(((eine Pause von etwa 10 Minuten)))

Nach einem Exkurs über die geografische Verortung ihrer Stationen im Holocaust drängt es die Autobiografin, eine Erfahrung zu erzählen, die sie im April 1999 in Deutschland erleiden musste. Nach der Bewertung der süddeutschen Kleinstadt als „sehr schön“ und der ersten Begegnung mit Einheimischen („man hat uns wunderbar aufgenommen“) bekommt der Aufenthalt eine unvorhersehbare Wendung, die sich scheinbar mit antizipierten Befürchtungen der Autobiografin über ihre Deutschlandreise deckt. Die Konfrontation mit dem „Geburtstag von Hitler“ irritiert sie dahingehend, da sie nicht einschätzen kann, welche Motivation die Gastwirtin dazu veranlasst, dieses Datum zu erwähnen und welche Bedeutung es für diese besitzt. Zu ihrem Schutz begegnet sie der Gastwirtin mit Ironie und signalisiert ihre Verärgerung, die auf den Grad ihrer psychischen Belastung verweist. Als moralische Überstützung spricht sie mich als Interviewer direkt an und erwartet von mir eine Einschätzung dieses Vorfalls.

Diese Konfrontation mit einem Aspekt deutscher Realität während ihres ersten Besuchs in Deutschland nach dem Holocaust, der aufgrund einer Zusammenkunft für die Besprechung einer Publikationsplanung und nicht aus einem eigenen Bedürfnis heraus realisiert wurde, bleibt auch in der Erzählung als eine traumatische Erfahrung abgelegt. In der Verortung ihrer Verfolgung knüpft das Ereignis im Gasthaus an die Zeit des Holocaust an. Die Möglichkeit, sich gegen die Bemerkung der Gastwirtin zur Wehr zu

setzen, eröffnet eine neue Dimension in ihrem Verhältnis zu dem für sie geografisch verorteten und symbolisch besetzten „Trauma Deutschland“.

Die Autobiografin benötigt anschließend eine längere Pause zur Erholung.

62. Segment (Zeilen 1012-1034)

„I: Was glauben sie, hatte diese Zeit besondere Auswirkungen auf Sie?

E: Natürlich hatte das Auswirkungen auf das ganze, zum Beispiel kleine Sache, meine Kinder, als sie in die Schule kamen sieben acht Jahre alt waren kamen sie zur mir: Warum haben wir keine Großeltern? Alle Kinder fahren in den Ferien –eh- zu den Großeltern und wir haben keine ((weint)) Was kann man ihnen sagen? ... dass sie Hitler sie umgebracht hat? ...

I: Haben Sie es versucht es ihnen zu erzählen?

E: /eh/ ich habe meinen Kindern immer nur erzählt von der Zeit vorm Krieg also über unseren Garten über meine Eltern über die Tiere die wir hatten und solche Sache .. nachher als sie fragten, mein Mann ist auch aus –eh- Europa, aus Polen und er hatte auch auch keine Eltern mehr, also habe ich gesagt die Eltern sind in .. Europa um –eh- gestorben, mehr habe ich ihnen nicht gesagt, als sie älter wurden haben sie schon verstanden .. nachher kamen sie als sie in die Schule in die das Gymnasium kamen sie mit den Geschichten: warum seid ihr gegangen wie die Schafe, warum habt ihr –eh- kein Widerstand geleistet, das kamen die Fragen nachher ...

I: Sprechen Sie mit Ihren Kinder heute darüber?

E: (((entschieden))) **Nein** + ... nein ... ((weint)) ((leise)) mit meinen Kindern nicht +.. also meistens wissen die Kinder das sie wo wir waren auch mein Mann, mein Mann spricht mehr davon wie ich ((leise)) ich kann nicht + (13 Sek.)“

Der Versuch, von der Autobiografin eigentheoretische biografische Kommentare über vermeintliche Auswirkungen des Holocaust auf ihre weitere Lebensgeschichte zu generieren, offenbart weitere traumatische Aspekte von biografischer Relevanz. Der Verlust der Großeltern für ihre Kinder, also der Tod ihre Eltern, zeugt von der generationenübergreifenden zerstörerischen Bedeutung des Holocaust bis in das gegenwärtige Leben der Autobiografin. Dadurch, dass sie ihren Kindern nicht ihre Lebensgeschichte erzählt und ihnen lediglich positiv-erinnerte Lebenserfahrungen mitteilt, offenbart sie ihren Kinder und sich selbst, dass ihr Leben aus biografischen Brüchen, Wendepunkten und Traumata besteht, obwohl sie das Gegenteil mitteilen möchte. Es bleibt ihren Kindern nicht verborgen, dass die negativen Erfahrungen das Leben der Mutter kennzeichnen. Der Vorwurf der eigenen Kinder, „ihr seid wie Schafe gegangen“, veranlasst die Autobiografin schließlich dazu, gegenüber ihren Kindern über ihre Lebensgeschichte im Holocaust gänzlich zu schweigen. Die Demütigung, sich vor den eigenen

Kindern zu offenbaren, vor jenen, die von ihr Schutz und Geborgenheit erwarten, ist ihr nicht möglich, was sie vermutlich bedauert, aber den Kindern zumindest vor Augen führt, dass die Familiengeschichte von negativen Ereignissen geprägt ist. Die Autobiografin führt in der Erzählung ihren Mann ein, der von seiner Lebensgeschichte als Verfolgter des Naziregimes „mehr spricht“ und damit möglicherweise sie auch vordergründig von den Fragen der Kinder entlastet. Die lange Sprechpause zum Schluss des Segments verweist auf den Grad der Traumatisierung, die für die Autobiografin bis in die Gegenwart des Interviews biografische Relevanz besitzt und sich in einem familiären Tabu manifestiert.

63. Segment (Zeilen 1035-1049)

„I: Wie war das dann in Celle?

Also es sind dann die Engländer gekommen und –eh- die waren ganz baff, was sie dort gesehen haben, es sind sehr sehr viele noch gestorben nach nach nachdem das die Engländer kamen und –eh- da war es nachdem das ich die Suppe gegessen habe und ich hab mich besser gefühlt –eh- hab ich eine Tasche genommen und hab gesagt meiner Schwester und meiner Mutter: Ich geh etwas zu essen finden und bin rumgegangen rundherum durch die Dörfer und hauptsächlich hab ich gebeten etwas Grieß für meine Mutter, weil ich hab gewusst –eh- sie hatte Ulkus schon vor dem Krieg hatte sie Ulkus und man hat mir gegeben ... aber als ich zurückkam ((leise)) war meine Mutter nicht mehr da ((weint)) und meine Schwester hat mir erzählt als ich weg war hatte meine Mutter Halluzinationen gehabt und hat gesagt meiner Schwester: Ich weiß, dass ich Grieß bringen werde und sie wird alt, den ganzen Grieß allein ((weint)) aber sie war nicht mehr da und meine Schwester ging sie suchen und hat sie nicht mehr gefunden, also das ..“

Die Liebe zu ihrer kranken Mutter motiviert sie zum Betteln im Umkreis des Lagers bei Celle. Der Krieg ist vorbei, Deutschland ist befreit und ebenso die verschiedenen Lager. Die Autobiografin erleidet einen Schock, als sie mit dem Grieß in das Lager zurückkehrt und ihre Mutter nicht mehr vorfindet. Selbst die Leiche der Mutter ist nicht mehr auffindbar. In der Zeit, in der für die Autobiografin das Leid ein Ende zu haben schien, wird sie zur Vollwaise, jedoch mit der (vergeblichen) Hoffnung, eines Tages ihren verschollenen Vater wiederzusehen.

64. Segment (Zeilen 1049-1050)

„ich ((weint)) ich konnte nicht meinen Kindern erzählen, weil jedes Mal fange ich an zu weinen, ich **will** nicht ... es kommt allein ...“

In Form von innerem Spannungsabbau erzählt die Autobiografin - von ihren Erinnerungen im Erfahrungsstrom überwältigt – in Vertrauen zum Interviewer über sich selbst („ich“) und verschafft sich durch das Weinen eine Pause, in der sie sich zurückziehen kann und somit Kraft zum Weitersprechen schöpft. Einerseits schämt sie sich ihrer Tränen und begründet damit auch das Schweigen gegenüber ihren Kindern. Andererseits fühlt sie sich während dieser Erzählphase vom Interviewer verstanden und entwickelt eine emotionale Nähe, die den „Dammbbruch“, also den Wunsch, endlich sich auch mit den eigenen Schwächen zu offenbaren, erleichtert. Sie benötigt dazu Überwindung und möchte dahingehend auch unterstützt werden. Ihre Bitte um Aufmerksamkeit und Zuwendung verweist möglicherweise auch auf einen hohen Grad an Beeinflussung, die an den Interviewer gerichtet ist, da sie jedwedes Risiko von Nichtverstandenwerden auszuschließen versucht, was wiederum auf den hohen Grad der traumatischen Verletzungsdisposition verweist. Scheinbar kontrolliert und rational definiert sie ihre vermeintliche Unzulänglichkeit zum Erzählen traumatisch wiedererlebter Erfahrungen im Erinnerungsstrom als ihr persönliches Versagen („ich konnte nicht“). Nahezu rechtfertigend, entschuldigend und erklärend bemüht sich die Autobiografin um Verständnis für ihre Schuldempfindungen gegenüber ihren Kindern und letztlich auch gegenüber sich selbst, da sie bereits früher über sich erzählt hätte, sich aber aufgrund ihres Schamgefühls und der Angst des Wiedererlebens traumatischer Erfahrungen dazu nicht imstande sah und diesen Umstand erneut als individuelles Unvermögen ihrem Selbstbild hinzufügt. Die Autobiografin leidet unter dieser Lähmung, die durch die Angst, die Erinnerung an die erlebten Handlungsströme nicht kontrollieren zu können, entsteht, und bewertet diesen möglichen Kontrollverlust als eine negative individuelle Disposition. Durch die innere Vorstellung, einerseits vor ihren Kindern weinen zu müssen und andererseits sich dieser Tränen auch zu schämen, verweigert sie sich dem Wunsch zu erzählen und sich damit gegenüber ihren Kindern auch zu erklären. Dennoch hat sie ihre Geschichte

bereits anderen Zuhörern erzählt. Möglicherweise möchte sie ihren Kindern nicht zumuten, sich mit ihren Traumata auseinandersetzen zu müssen, da es ihrer Rolle als Mutter nicht entspräche, von ihren Kindern Trost zu empfangen. Denkbar ist auch, dass durch das Weinen als Kommunikationsmittel ein beabsichtigtes Hindernis zum Erzählen ihrer Geschichte aufgebaut wird. Interessant ist auf jeden Fall der hohe Grad an Reflektionsvermögen der Autobiografin, der auf ein Dilemma von Erleidenmüssen und Erzählenwollen verweist und damit die verbundenen Blockaden an die persönliche und an die soziale Identität offenbart. Denn einerseits schämt sie sich ihrer zweifach erfahrenen Hilflosigkeit in der Vergangenheit (Verfolgung) und zum anderen in der Gegenwart (Schweigen auch gegenüber ihren Kindern). Andererseits wird das Erzählen durch ihre soziale Anpassung sanktioniert, die das Erfahren von Leid und Tod und die Trauer als etwas privates betrachtet. Dennoch hat sie diese Barriere durchbrechen können: Sie benutzt grammatikalisch die Vergangenheitsform „konnte“ und offenbart sich im Interview mit ihrer leidvollen Lebensgeschichte. Diese Form heilsamen Erzählens dokumentiert gleichzeitig ihre innere Ambivalenz. Sie hadert mit ihren Gefühlen und Erinnerungen und bemüht sich um eine Distanzierung von diesen („es“) und bleibt ihnen dennoch unausweichlich ausgeliefert („kommt allein“).

65. Segment (Zeilen 1050-1069)

„ja, und nachher, das war das war nicht mehr im dem Lager Bergen-Belsen, das war eine Sammelstätte, eine Schule oder etwas, wo man uns zuerst untergebracht hat und nachher hat man uns nach Celle gebracht .. –eh- von Celle sollten wir nach Hause geschickt werden ... ich weiß nicht wie viele Menschen dort waren, das war wahrscheinlich ein Gut von einen –eh- Deutschen, der das Gut verlassen hat .. weil wer sonst hatte Pferdeställe und –eh- so einen großen Hof, aber es hat mich sehr geärgert, dass uns die Engländer schlafen ließen auf Fußboden ohne Stroh ohne nichts ((atmet tief durch)) in in in –eh- in ein Stall, als ich angefangen hab zu arbeiten hab ich bin ich übersiedelt in ein Haus, wo die englischen Soldaten einquartiert waren auf dem Dachboden dort hat man mir ein Bett aufgestellt und da hab ich geschlafen also war es besser wie in einem Stall ((lacht)) ... ja, komische Sammlung von Erinnerungen, nachher einmal bin ich von der Arbeit nach Hause gegangen schlafen und –eh- es war schon spät Nachmittag es kam ein englischer Soldat und hat mich angesprochen, ich wusste schon damals, es sind viele Mädchen, die fürs Essen alles hergeben, hat er mich angesprochen und hat gesagt: Ob ich Schokolade will, ich sag: Sicher will ich Schokolade, aber ich gib dir nichts dafür .. hat er mich gefragt: Wie alt bist denn du? Habe ich gesagt: 15 (((aufgeregt die Worte des Soldaten wider gebend))) ((schnell)) hier hast du die Schokolade geh geh + ((weint)) (8 Sek.) ja (15 Sek.)“

Überrascht über das Eintauchen in ihren Erinnerungsstrom („ja, komische Sammlung von Erinnerungen“) erzählt die Autobiografin von ihrer Unterbringung in einem Stall in Celle. Sie hat sich über diese Art der Unterbringung „sehr geärgert“, erinnert das doch an die Unmenschlichkeit der vorherigen Lager. Sie wird aktiv, besorgt sich einen Job und kümmert sich um eine bessere Unterbringung für sich selbst. Scheinbar selbstbewusst entgeht sie der Prostitution. Die lange Sprechpause im Anschluss an die Erzählung in diesem Segment offenbart ihre Gewährwerdung der dramatischen Ereignisse in jener Zeit. Die Autobiografin scheint ungeübt im zusammenhängenden Erzählen ihrer Lebensgeschichte zu sein und während des Erzählvorgangs erhellen sich für sie die Qualität und die Quantität der Ereignisse, die ihr Leben entscheidend verändert und gelenkt haben.

66. Segment (Zeilen 1070-1082)

„I:
gefahren?
E:

Wie war das dann, sie sind dann nach Brunn

Ich bin nach Brunn gefahren, das Haus war leer Geld hatten wir keins, zu essen hatten wir fast nichts, die Nachbarn haben uns zurückgegeben ((lacht)) wir hatten eine Ziege eine junge, hab ich ihnen erzählt, und die haben uns zurückgegeben, die haben gesagt: Wir behalten die jungen Ziegen und hier habt ihr eure alte Ziege, ihr werdet sie doch sowieso nicht behalten und wir hatten doch nichts zu essen also haben wir sie schlachten lassen und haben das Fleisch eingesalzt .. seit damals ((lacht)) kann ich kein Ziegenfleisch nicht riechen und nicht esse und nicht schmecken also wir haben monatelang von dieser Ziege gegessen .. und nachher haben wir ein bisschen bekommen Unterstützung von der tschechischen Regierung und – eh- nachher bin ich weggegangen auf die Hachschara“

Die Wiederkehr in die ehemalige Heimat und in das Elternhaus ist von zahlreichen Enttäuschungen geprägt. Ihr wird bewusst, dass der Ort ihrer Kindheit nicht mehr ihr zukünftiges Zuhause sein kann. Die Entfremdung zu den Nachbarn symbolisiert die Distanz, die sie zu den Orten und den Erinnerungen an die frühere Zeit aufgebaut hat oder die ihr aufgezwungen worden ist. Sie empfindet innere und äußere Leere und Monotonie. Das monatelange Verzehren einer Ziege ist zum einen Ausdruck von materieller Armut und zum anderen verweist es auf den Wunsch nach Veränderung, nach Ausbruch aus der Starre, die durch die enttäuschten Hoffnungen

ausgelöst worden war. Schließlich geht sie „auf Hachschara“, wodurch sie ihrem Leben die notwendige Wendung einzuleiten versucht.

67. Segment (Zeilen 1082-1111)

„–eh- meine Freundin ist zurückgekommen zu mir, wir haben uns wieder –eh- getroffen hier und da bis ich nach auf die Slowakei ging ... nachher hab ich ihr gesagt ich fahr nach Palästina .. ich werde jeden Tag beten es soll dir gut gehen . damals wann ist das her vier oder fünf Jahre habe ich sie getroffen .. ist krank und schwach ((lacht)) mehr wie ich ..

I: Wollten Sie sie treffen oder

E: Ja

ich **ich** bin zu ihr gegangen, sie wusste nicht wo ich bin, ich habe mich nicht gemeldet, überhaupt solange dort Kommunisten waren wollte ich nichts zu tun haben, ich habe gesagt ich gehe in die Tschechoslowakei erst wenn die Kommunisten weg sind und das habe ich gemacht, ein Jahr nachdem das sie weg waren also bin ich nach Brünn gefahren und ich hab sie besucht

I: Wie war das für Sie?

E: Nun, ich wusste wo ich hin geh, sie leben in demselben Haus wo ich so oft war als Kind .. –eh- sie haben mir erzählt sie haben es sehr schwer gehabt bei den Kommunisten, der Pfarrer war eingesperrt und die Nonne die ist schon Jahre weg in Italien und –eh- meine Freundin hat gearbeitet als Krankenschwester in irgendeinem Krankenhaus also sie haben es schwer gehabt **auch** bei den Kommunisten .. ((leise)) haben mich sehr schön aufgenommen ...

I: Hatten Sie zuvor schon mal dran gedacht Sie zu besuchen?

E: Wenn ich so an meine Kindheit dachte, habe ich gefragt, was ist aus ihr geworden, ich war überzeugt sie lebt nicht in ihrem Haus ich bin zufä ich bin vorbeigegangen .. habe ich mir gedacht wer lebt hier werde ich probieren ...

I: Sie sind nicht wegen ihr

E:

Doch doch ich bin wegen ihr gegangen aber ich dachte vielleicht lebt hier irgend jemand der mir sagen kann wo sie ist aber sie war dort über .. die ganze Zeit auch ihre Schwester eine Schwester und auch der Priester ..“

Die Wiederkehr der Freundin („meine Freundin ist zurückgekommen zu mir“) nach dem Holocaust und noch bevor sich die Autobiografin auf Hachschara begab, ist von gegenseitiger innerer Leere und Skepsis geprägt. Die Formulierung, dass die Freundin zu ihr zurückkam, impliziert eine Genugtuung, denn aufgrund deren Verantwortung für die Beendigung der Freundschaft vor dem Holocaust wäre ein Entgegenkommen der Autobiografin nicht möglich gewesen. Ebenso ist die Formulierung „ich werde jeden Tag beten, es soll dir gut gehen“ zu verstehen. Da zwischen den beiden einstigen Freundinnen keine Zusammengehörigkeit mehr existiert, sie vermutlich jedoch gegenseitig das ehemalige Band der Freundschaft zu einem guten Ende kommen lassen möchten, ruft die Autobiografin göttlichen

Beistand herbei. Sie signalisiert damit, dass die weltliche Freundschaft zwischen ihnen beiden erloschen ist und formuliert dabei eine Hilfsbedürftigkeit der ehemaligen Freundin – vielleicht im moralischen Sinne. Nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Regime in Osteuropa besucht sie die alte Freundin in Tschechien und sieht sich nunmehr nicht mehr nur moralisch, sondern auch körperlich überlegen, denn diese ist mittlerweile „krank und schwach“. Die Angst und Abneigung gegenüber diktatorischen Regime veranlasst die Autobiografin dazu, die Tschechoslowakei erst dann wieder zu besuchen, „wenn die Kommunisten weg sind“. Danach sucht sie selbst die ehemalige Freundin auf. Der Schmerz des Verlustes der Freundin begleitete sie ihr Leben lang. Gleichzeitig bedauert sie ihre Freundin, denn sie, „haben es schwer gehabt, auch bei den Kommunisten“. Im Gegensatz dazu konnte sie in Israel ein freies bürgerliches Leben führen und sich den einstigen Zwängen entziehen. Von der ehemaligen Freundin erwartet sie Reputation, sie möchte von ihr rehabilitiert werden und die Gewissheit haben, dass die Freundin ihr gegenüber keine Antipathie (mehr) empfindet. Für die Autobiografin ist die Trennung von ihr noch nicht vollzogen, sie bleibt mit dem Schmerz des Verlustes der Freundin belastet und möchte diesen biografisch relevanten Lebensabschnitt für sich versöhnlich abschließen.

68. Segment (Zeilen 1112-1132)

„I: Sie sagten: In Brünn wollte man mich nicht mehr

E:

Nein das habe ich **mein** Gefühl .

wenn man kommt zu mir, die haben doch alle gewusst wie alt ich bin die Nachbarn, die haben gewusst über uns, wenn sie kommen zu mir und sagen mir: Wann wird deine Schwester entbehren **entbinden** das heißt sie denken wir haben für Vergütungen oder irgend etwas mit Soldaten geschlafen also das hat mich schwer getroffen und ich habe –eh- ich hab ich hab mich persönlich getroffen gefühlt .. und gesagt ich will ((laut)) ich will mein Leben ich will + eigentlich war das nicht so klar ich hab gesagt ich will meine Kinder sollen nicht einmal das erleben was ((leise)) ich erlebt habe + ..das man einmal meine Kinder –eh- schlecht behandelt wegen das das sie Juden sind .. ich wollte das nicht .. niemand sucht sich aus wo er zur Welt kommt niemand weiß –eh- okay ich bin zu jüdischen Eltern gekommen aber genauso konnte ich zu einem Nazi kommen oder was also warum sollen meine Kinder leiden darunter das –eh- meine Kinder sind das sie jüdische Kinder sind .. also habe ich gesagt ich geh ins Land wo nur Juden sind meine Kinder sollen es besser haben, das meine Tochter weggegangen ist zum Schluss ist eine andere Geschichte . meine Tochter lebt in Amerika die große ich hab drei Kinder

I: Sie wollte nicht in Israel bleiben

E: -eh- -eh- nicht das sie nicht wollte es –eh- die Umstände haben das so .. mit sich gebracht“

Die Entfremdung mit der alten Heimat in der Tschechoslowakei wird symbolisch mit der Distanzierung von den Nachbarn dargestellt. Es scheint keine gemeinsame Verständigung mehr möglich zu sein, denn einerseits unterstellt sie den Nachbarn, dass diese vermuten, ihre Schwester habe mit einem „Soldaten geschlafen“, andererseits verschweigt sie aber auch den wahren Grund, nämlich die Krankheit der Schwester, was vermutlich auf ein gegenseitiges mangelndes Vertrauen schließen lässt. Die Nachbarn und sie befinden sich in eklatant unterschiedlichen Wirklichkeiten wieder, die scheinbar nicht zueinander finden können, was sie in ihrer jüdischen Identität bestärkt, da sie in dieser eine ideelle Heimat zu finden glaubt. Sie empfindet stellvertretend für ihre Schwester Betroffenheit und versucht aus ihrer Diffusion, die sich zwischen Trauma und Hoffnung bewegt, zu entfliehen. Inwieweit und ob die Autobiografin sexuelle Übergriffe von Soldaten oder anderen Männern zu erleiden hatte, bleibt offen. Möglicherweise verdecken Schuld- und Schamgefühle die wirklichen Gründe für ihre Abneigung gegenüber den Nachbarn.

Das Trauma des Holocaust, das in ihr Leben integriert werden muss, soll für ihre Kinder und deren Lebensgeschichte nicht prägend sein und vor allem sollen diese keine Erfahrung machen, in denen sie als Juden schlecht behandelt oder gar verfolgt werden. Die Immigration nach Israel sollte das bisherige Leben mit seinen schmerzvollen Erfahrungen zu einem biografischen Wendepunkt führen und einen „Neuanfang“ ermöglichen. Die eigentheoretischen Kommentare hinsichtlich des Zufalls, dass sie nun mal „zu jüdischen Eltern gekommen“ ist, deuten auf den Versuch hin, das eigene Unverständnis und die Irrationalität des Holocausts auf eine humanistische Orientierung zu transportieren, womit sie sich moralisch von der Unmenschlichkeit ihrer Verfolger abgrenzt. Die Hoffnung, in Israel werde sich die Solidarität der Juden – ähnlich wie im Kinderheim in Theresienstadt – fortsetzen, mag zu diesem biografischen Zeitpunkt eine handlungsleitende Motivation gewesen sein. Ihr Wunsch, mit ihrer Familie, mit ihrem Ehemann und mit ihren Kindern, in Israel zu leben, wird durch die Tochter zerstört, die aufgrund der „Umstände“ in die U.S.A. gezogen ist. Dennoch stehen ihre

Kinder für jenes bessere (Familien-)Leben, das ihr verwehrt worden ist, worin sich das Vorher und das Nachher als biografisches Thema der Autobiografin ausdrückt.

69. Segment (Zeilen 1133-1158)

„I: Ihrer Tante haben sie alles erzählt was passiert war
 E: Noch nee
 I: und sie sagte sie sollen nicht übertreiben
 E: ja
 I: Was haben sie da empfunden
 E:

Ich hab eingeschnappt ... und nichts mehr gesagt . ich konnte nur nicht begreifen, das war in 48er Jahr, es sind schon viele aus Europa hergekommen es waren schon viele Bilder veröffentlicht es war schon **bekannt** ne bekannt was passiert ist, ich habe nicht verstanden wie sie so etwas sagen konnte . meine Tante das heißt der Cousin von meinem Vater auch aus Tschechoslowakei die sind gekommen vorm Krieg das heißt sie sind rechtzeitig angekommen in 39er Jahr ... und –eh- sie haben es auch hier schwer gehabt also sie können sich nicht vorstellen es war **schrecklich** schwer auch am Anfang hier dadurch das ich ohne nichts kam ich kam allein und die Menschen hier diese Einstellung ihr seid wie die Schafe gegangen und ihr habt euch nicht gewehrt –eh- es war **schrecklich** schwer **hier** den Menschen irgendwie beizubringen das es nicht anders möglich war und das wir wir freuen uns das wir überhaupt leben .. und –eh- in diesen Kibbuz wo ich war hat man mir am Anfang gesagt: Wir haben es hier sehr schwer gehabt und wir haben gebüßt jetzt büße du .. und das war mir unbegreiflich wie wie überhaupt man sagen kann ((lacht)) ich habe meiner Schwester geschrieben du kannst ruhig herkommen her kommen hier kann man alles haben hier kann man sogar in Kiosk Schokolade kaufen, es war mir unbegreiflich zu behaupten das sie gebüßt haben wenn sie alles wenn sie frei sind und alles bekommen können es war mir **unbegreiflich** also es war schrecklich sehr schwer ..“

Die Autobiografin wird in Israel zunächst enttäuscht. Ihre Hoffnung auf Verständnis, auf Trost oder zumindest auf das Anerkennen ihrer Leidensgeschichte wird nicht erfüllt. Im Gegenteil: Sie fühlt sich nicht nur nicht verstanden, sondern ihr wird darüber hinaus noch vorgeworfen, sie sei wie ein Schaf zur Schlachtbank gegangen. Somit wird sie stellvertretend für den scheinbar mangelnden jüdischen Widerstand verantwortlich gemacht. Sie wiederum bemüht sich um Verständnis für die schweren Aufbaujahre, die die Einwanderer, die vor dem Holocaust nach Palästina kamen, ertragen haben. Diese wiederum führen an, dass sie ihren Anteil am Aufbau des Landes absolviert haben und erwarten nun von der Autobiografin ihre Beteiligung für das Gelingen des Projektes Israel. Damit werden ihre Erfahrungen im Holocaust banalisiert und es gibt in den verschiedenen Wirklichkeiten zwischen der Autobiografin und ihrer Tante und dem Cousin

des Vaters eine diskrepante Definition von dem, was denn nun „schwer“ war bzw. wer es denn nun „schwerer“ gehabt habe. Die Autobiografin wird beschuldigt, sie habe sich ja im Holocaust nicht gewehrt und sich mehr oder weniger bereitwillig den Nationalsozialisten ausgeliefert und wolle sich nun in das gemachte Nest namens Israel begeben, für das sie, die früheren Einwanderer bereits schwer gearbeitet haben. Daneben scheint es der Autobiografin nahezu absurd, dass in einem Land, in dem es Schokolade zu kaufen gibt, es die Einwohner „schwer“ gehabt hätten oder, wie sie von sich behaupten, „gebüßt“ hätten. Das Glück der Freiheit, symbolisch durch die Schokolade formuliert, scheint jenen Kreis zu schließen, der ihren Lebensabschnitt vom Zeitpunkt des Beginns der Verfolgung bis zur erzählten Gegenwart in diesem Segment beschreibt. Eine glückliche Kindheit wurde jäh beendet und sie findet sich wieder in einer Welt, in der sie die Möglichkeit, Schokolade zu kaufen, mit Freiheit gleichsetzt.

70. Segment (Zeilen 1159-1166)

„I: Ihre Schwester war zu dieser Zeit noch in Brünn
 E: Ja in Brünn, meine Schwester hat –eh- die technische Schule besucht ... textiltechnische Schule nachher hat sie geheiratet und mein Bruder hat Matura gemacht und nachher sind sie auch hergekommen –eh- mit –eh- Brigade mit tsech tschechoslowakische Republik hat bewilligt Soldaten herzukommen –eh- zu kämpfen .. und mit dieser Brigade ist mein Bruder und meine Schwester gekommen mit meinem Schwager ...“

Die Immigration ihrer Schwester und ihres Bruders führt die Geschwister in Israel wieder zusammen und sie schaffen sich in der Fremde eine Insel der Heimat, die es in der Tschechoslowakei nicht mehr und in Israel noch nicht gibt. Ihre Schwester und ihr Bruder gelangen mit einer zionistischen Kampforganisation nach Israel und deren Beteiligung steht im Widerspruch zu den Vorwürfen, denen sich die Autobiografin als „Vertreterin“ der Überlebenden in Israel ausgesetzt fühlt.

71. Segment (Zeilen 1167-1174)

„I: In dem Kibbuz wollten sie dann nicht mehr bleiben

E: /ach/ ja ich wollte nicht mehr bleiben wenn man mir sagt wir haben gebüßt und –eh- wir hatten schwer ohne zu begreifen wem sie das sagen wie sie das sagen ((leise)) wollte ich nicht bleiben nein bin nicht geblieben + bin nach einem Jahr weg und /eh/ hab beschlossen zu lernen Krankenschwester zu machen ((laut)) ich hab auch schon im Kibbuz mit Kindern gearbeitet also bin ich in meinem Fach geblieben ...“

Aufgrund dieser Vorwürfe verlässt die Autobiografin den Kibbuz und verabschiedet sich somit auch von den ihm zugesprochenen Idealen, wie z.B. der Solidarität und der linken politischen Orientierung. Der Traum vom Leben im Kollektiv zerbricht an dem mangelnden Verständnis und an fehlenden Zuhörern, die sich ihr und ihrer Lebensgeschichte widmen könnten. Der Schritt mag einerseits in dieser Enttäuschung begründet liegen, andererseits scheint die Autobiografin darüber hinaus sich biografisch neu zu orientieren, so dass die anfängliche Schutzfunktion des Kibbuz nicht mehr unerlässlich scheint. Sie macht sich sozusagen auf den Weg, ihr eigenes Leben in Israel -privat und beruflich - aufzubauen. Sie beschließt, sich ihren Traum vom Beruf der Kinderkrankenschwester zu erfüllen und gelangt in das Fahrwasser von biografischer Ruhe, d. h. die Dominanz der Traumata scheint in dieser Zeit von den biografisch relevanten Neuorientierungen überlagert zu sein. Die Arbeit mit den Kindern im Kibbuz verweist auf den Wunsch nach einer eigenen Familie und die Verletzung, dass ein solches Familienleben mit ihren Eltern zerstört worden ist.

72. Segment (Zeilen 1175-1184)

„I: Sie empfinden Israel jetzt als ihr Zuhause

E: Ja, wissen sie ich hatte furchtbare Angst und –eh- nach Brünn nach Hause zu fahren und ich sah unser Haus und ich war drin in unser Haus .. es sind herrliche Erinnerungen ... aber nur Erinnerungen, zu Hause bin ich da ... **ich** kann sagen nach alledem auch was heute heute zum Beispiel war Weikersheim was mir diese Frau gesagt hat, ich könnte nicht anderswo leben, weil es sind immer solche Bemerkungen die irgendwie herausplatzen . und –eh- das trifft mich schwer .. ist unverständlich .. trotzdem das so viele Menschen nach Deutschland zurückgegangen sind nach'm Krieg .. das konnte ich nie verstehen (8 Sek.)“

Die negativen Erfahrungen hinsichtlich der Vorwürfe, denen die Autobiografin in der Zeit nach ihrer Immigration ausgesetzt ist, werden von ihr im Rückblick auf die Zeit ihrer Verfolgung, auf den Verlust der Eltern und den Verlust der Heimat zwar traumatisch erfahren, doch unvergleichbar weniger dominant als die Erfahrungen im Holocaust. Israel ist für sie der einzige Ort geworden, der ihr das Gefühl von Schutz bietet und an dem sie keinem Antisemitismus ausgesetzt ist. Die Erfahrung bei ihrer ersten Deutschlandreise im Jahre 1999 scheint sie dahingehend zu bestätigen. Sie hat Angst vor ihren Erinnerungen, obwohl bei der Reise in ihre alte Heimatstadt Brunn die „herrlichen Erinnerungen“ dominant waren, denn diese resultieren aus der Zeit ihrer unbeschwerten Kindheit. Diese Erinnerungen haben jedoch nicht die Dominanz, so dass sie die Erfahrungen aus der späteren Zeit aufheben könnten. Somit symbolisiert die räumliche Distanz auch die Distanz von ihren Erinnerungen. Die Intensität ihres Schweigens orientiert sich an ihrer Angst, die sich in der Intensität ihres Verdrängens und eben auch in dem Vermeiden, mit der alten Heimat und den damit verbundenen Symbolen in Kontakt zu treten, äußert.

73. Segment (Zeilen 1184-1222)

„das ist –eh- ich weiß ich habe gelesen ein Buch/

vielleicht sollten sie das auch lesen es waren so wenige über Menschen die geholfen haben Juden sich zu verstecken, wegzulaufen und so weiter ein sehr gutes Buch es ist auch in einer deutschen Ausgabe .. aber es waren wenige und die meisten sagen sie haben nicht gewusst ((aufgebracht)) wie kann das sein sie haben nicht gewusst + man hat doch die Juden von überall weggeschleppt, was haben sie sich gedacht wenn man plötzlich den Nachbar Juden weggenommen hat von der Wohnung ((laut)) wo ist er gegangen was haben sie sich gedacht + (((ironisch))) sie haben wirklich nicht gewusst + .. weil das ist die ist die die .. Entschuldigung von vielen das sie nicht gewusst haben ich weiß die ältere Generation –eh- die schon nicht mehr lebt und die –eh- in meinem Alter vielleicht in meinem Alter haben wirklich nicht gewusst kann sein .. aber die ältere die Großeltern von euch die haben bestimmt gewusst .. **Ihre Großeltern** (((*sie spricht mich direkt an*)) **wo waren sie?** (11 Sek.) (((aufgeregt))) es war doch eine **so** riesige Maschinerie . die Transporte die Bewachung von den ganzen Lagern die Tötung die ganze Maschinerie die Sammlung von den Juden irgendwie musste das herausickern .. aber die haben nichts gemacht meistens es waren so wenige .. nur in Kurzbach zum Beispiel wir sind jeden wir haben jeden in irgendeiner Scheune .. es waren zwei Scheunen –eh- 2000 Frauen in der einen 1000 in der anderen die anderen 1000 und wir jeden Früh durch die Dörfer gegangen zu diesen Fallen wo man die Fallen gebaut hat und die Menschen haben uns **gesehen** +.. also ein einziges Mal ein einziges Mal als wir so vorbeigingen hat mir eine Frau so ein Stück Brot zugeworfen .. sie dürften nicht hinaus das stimmt aber sie haben doch Fenster ja ... (((ironisch-verärgert))) also niemand hat uns gesehen die hungrigen Frauen halbnackt in diesem Winter die haben uns nicht mit Spaten jeder ist gegangen mit einem Spaten oder einer Hacke die haben uns

nicht gesehen die haben nicht gewusst + (15 Sek.) ((holt tief Luft)) was mich am meisten am meisten –eh- was ich staune am meisten is das fromme Christen die wirklich an Gott glauben und beten und denke sie sind gute Menschen ... plötzlich sich so umwandeln können und nichts sehen und nichts hören ... das war nicht die Lehre von Christus auch wenn –eh- er eine andere Lehre gelehrt hat wie die Juden trotzdem das er Jude war aber das war nicht seine Lehre.. soweit ich weiß .. und das Hitler zu so großer Macht ka kommen konnte das erklärt mir nur eine Sache nach dem Ersten Weltkrieg habe ich gehört war schrecklicher Hunger in Europa und in Deutschland überhaupt .. und Hitler hat den Menschen Arbeitsplätze gegeben und das hat bewirkt das er so großes Wort bei so vielen gehabt hat ((laut)) **aber** trotzdem wo wo wo ist der Glaube geblieben + ach **unvorstellbar** ...“

Die dominante emotionale Struktur in diesem Segment ist als Wut der Autobiografin identifizierbar. Scheinbar sich von der eigenen biografisch-dominanten Traumatisierung lösend, entwickelt die Autobiografin eine rationale Distanz zu ihren seelischen Verletzungen und empört sich über die Täter. Die emotionalen Reaktionsmuster in Form von Wutäußerungen und Empörung setzen einen reflektierten Umgang mit der eigenen Lebensgeschichte und vor allem einen fortgeschrittenen Verarbeitungsforgang der eigenen Traumatisierung voraus. Zumindest mag hinsichtlich ihrer Beschäftigung mit der Frage nach der Passivität der nichtjüdischen Bevölkerung und der Frage nach der Motivation der Täter eine solche Reflektion stattgefunden haben. Sie beschäftigt sich auf der Grundlage von Literatur mit Rettern von Juden und moniert die geringe Zahl jener, die mit Zivilcourage versucht haben, ihre eigenen Nachbarn vor der Deportation zu schützen und sie in Verstecken mit Lebensmitteln u.ä. zu versorgen. Dabei differenziert sie zwischen den Tätern und den nachfolgenden Generationen, wobei sie mich direkt auf die Rolle meiner Großeltern im Nationalsozialismus anspricht. Mein Schweigen daraufhin entspringt meiner berechtigten Befürchtung, dass über die Verschiebung des inhaltlichen Fokus das ursprüngliche Thema des Interviews, nämlich die Lebensgeschichte der Autobiografin, aus dem Blickfeld geraten kann. Sie selbst erlebt die Hilfe einer Einwohnerin von Kurzbach, die ihr ein „einziges Mal“ ein Stück Brot zugeworfen hat. Sie empört sich über die mangelnde Unterstützung durch die Zivilbevölkerung, obwohl sie doch die Möglichkeit zur Hilfeleistung gehabt hätte und unterstellt ihr somit mangelnde Zivilcourage und Menschlichkeit („sie dürften nicht hinaus, das stimmt, aber sie haben doch Fenster, ja?“). Darüber hinaus kritisiert sie das Wegschauen der Bevölkerung und das nachträgliche Leugnen, dass niemand gesehen

haben will, was in Wirklichkeit mit der jüdischen Bevölkerung passierte. In ihren Bemühungen, ihre Erfahrungen durch eigentheoretische Erklärungsversuche zu rationalisieren, stößt sie letztlich aufgrund der Übermächtigkeit der eigenerlebten Ereignisse an die Grenzen ihres Vorstellungsvermögens. Die kurzen und scheinbar plausiblen Erklärungsversuche über das Verhalten der Täter sind wenig argumentativ und aufgrund ihrer emotionalen Bandbreite das Resultat des Bemühens um eine Milderung der biografischen Folgen ihrer traumatischen Erlebnisse. Die Übermächtigkeit dieser Erlebnisse und der mangelnden befriedigenden Erklärungsansätze, die die Motivation der Täter im Holocaust beleuchtet, führt letztendlich zur höchsten moralischen Instanz, nämlich zu Gott, der das Gute will und von dem sich die Täter entfernt haben („plötzlich sich so umwandeln“). Die Menschen waren schwach, haben sich von Hunger und leeren Versprechungen Hitlers blenden lassen und haben dabei die göttlichen Gebote übergangen. Für die Autobiografin endet die Problematik letztlich in der Frage: „Wo ist der Glaube geblieben?“ Für sie bleibt das Erlebte und Erfahrene „unvorstellbar“ und somit ein unverarbeitetes Trauma.

74. Segment (Zeilen 1222-1226)

„und wir gehen heute genau denselben Weg also nicht die Christen und nicht die Juden sondern die Moslems heute töten die Moslems wegen dem Glauben und ich bin überzeugt das war auch nicht von von dem moslemischen Glauben die die Hau wegen dem Glauben zu töten ... (((resignierend))) wir sind wieder am Anfang (8 Sek.)“

Als scheinbar ständiges Wiedererleben negativer biografischer Erfahrungen wird die politische Gegenwart in Israel und der damit verbundene israelisch-palästinensische Konflikt zum erneuten kollektiven jüdischen Schicksal („wir gehen heute genau denselben Weg“). Wieder fühlt sie sich der „Unvernunft“ ausgeliefert und reduziert sowohl den Holocaust als auch die aktuelle politische Lage in Israel auf religiöse Konflikte, wobei ehemals „die Christen“ und heute „die „Moslems“ die Juden vernichten wollen. Dabei mahnt sie auch hier an, den wirklichen Glauben zu berücksichtigen, da sie nicht annimmt, das Moslems „wegen dem (sic!) Glauben töten“, d.h. dass der muslimische Glauben das Töten aus welchen Gründen auch immer rechtfertigt. Der

resignierende Kommentar, dass „wir“, also die Juden, wieder am Anfang seien, bleibt lediglich in der Erfahrungsaufschichtung des Holocaust und in ihrer Übertragung auf gegenwärtige Ereignisse relevant. Ob sie sich selbst damit auch „wieder am Anfang“ sieht, bleibt unklar. Somit bleibt der Vergleich von Holocaust und dem israelisch-palästinensischen Konflikt vordergründig und verweist auf die unverarbeiteten traumatischen Holocausterfahrungen und auf ihr Identitätsschema „Opfer-Sein“, dessen Abwehr für sie eine lebenslange Aufgabe zu sein scheint.

75. Segment (Zeilen 1227-1253)

„I:

Aber dennoch ist Israel ihre

Heimat

E: Ja ja, aber auf sehr schwachen Füßen, sie sehen doch was sich hier tut ... heute habe ich mehr Angst wie damals scheint mir ... ich frag nur jetzt aber jetzt gehen wir nicht weiter in der Politik .. die Deutschen haben nicht zurückbekommen von Polen besetzte Länder Tschechoslowakei hat nicht von Russland bekommen die Länder die sie besetzt haben (((verärgert))) **warum** müssen wir zurückgeben alle Länder die wir besetzt haben weil **sie** Krieg angefangen haben? Wir haben nicht angefangen den Krieg **sie** haben angefangen den Krieg, warum müssen wir zurückgeben? Warum ist wieder die ganze Welt gegen die Juden? Weils uns so gut geht? + und die Moslems sind doch so viele und die haben so große Länder die halbleer sind (((ironisch))) warum nehmen sie nicht die **armen** Menschen auf? +.. Wir haben doch alle aufgenommen alle Juden die die die man weggejagt hat nicht () warum nehmen die Araber nicht ihre Brüder auf (((ironisch))) die **armen** gutherzigen ... aber das lassen wir das ist nur der Alltag in Israel und das ist, sie müssen verstehen, wir ich bin in 48er Jahr angekommen als ich vom Schiff herunter kam endlich Frieden aber seit diesem Tag war kein einziger Tag Frieden ... das geht dauernd weiter und das ist wichtig ob das auf der Front ist oder das ein ein das man einen Soldaten wegschleppt oder oder eine Bombe in ein Autobus setzt das ist nicht wichtig was man macht aber das geht weiter seit 48 also das ist ein bisschen lang schon .. und die Welt gibt keine Ruhe (((ironisch))) was das kleine Land stört alle + (((verärgert))) wir haben das niemandem gestohlen man hat uns das zugewiesen mit Abstimmung .. demokratisch und jetzt plötzlich alle man jetzt weil sie Embargo fürchten die werden kein Neph verkaufen oder so + .. also keine Ruhe .. aber das ist schon die moderne Zeit, das gehört schon nicht mehr zur Vergangenheit **trotzdem** das es wirklich irgendwie verbunden ist ohne Hitler wär kein Israel und wenn kein Israel wäre wäre keine Unruhen hier ...“

Die Angst der Autobiografin, ihre Heimat zum wiederholtem Male zu verlieren, bleibt vordergründig mit dem Konflikt zwischen Juden und Palästinensern verbunden. Der Verlust der tschechoslowakischen Heimat bleibt somit ein biografisches Thema der Autobiografin. In ihren Evaluationen, Kommentaren und Rationalisierungsbemühungen hinsichtlich dieser biografisch-relevanten Problematik versucht sie zum Teil auf ironische Weise ihre Ohnmacht und Enttäuschung über die politische Wirklichkeit in

Israel und den damit verbundenen Assoziationen zu ihren Erfahrungen im Holocaust zu thematisieren und zu verarbeiten. Letztlich bedauert sie die vermeintlichen Bedingungen, die zur Gründung des Staates Israel geführt haben, denn in der Logik eines Gleichnisses stellt sie dessen Entwicklung mit ihren biografischen Erfahrungen gleich („ohne Hitler wär' kein Israel und wenn kein Israel wäre keine Unruhen hier“). Auf ihr Leben bezogen hieße diese Schlussfolgerung: Ohne Hitler kein Verlust der Heimat und ohne Verlust der Heimat kein zerstörtes Leben. In der Übermächtigkeit der Ereignisse, die unmittelbar auf ihre Lebenswirklichkeit Einfluss nehmen, fühlt sich die Autobiografin, damals wie heute, einer Fremdbestimmung ausgeliefert, die eine massive Einschränkung von Handlungsrealisierungen zur Folge hat.

76. Segment (Zeilen 1254-1276)

„I: Was glauben Sie im ganzen, wenn Sie ihr ganzes Leben betrachten, was die Zeit in Theresienstadt und Auschwitz und alles was passiert ist, hat Sie das verändert, was hatte das für Auswirkungen?“

E: Nein ich denke nicht .. ich muss sagen –eh-

((kurze Unterbrechung von etwa vier Minuten))

I: Wir waren eben stehen geblieben bei den Auswirkungen

E: Ah, also wenn ich höre das Verbrecher –eh- sich rausreden wenn sie schwere Kindheit gehabt haben und deswegen wurden sie Verbrecher –eh- ich denke das ist nicht wahr weil so schwer wie ich es hatte haben es nicht viele gehabt und trotzdem bin ich kein Verbrecher geworden .. kein Dieb kein (tschechisches Wort für „Nutte“) keine Nutte kein Mörder also **entweder** ist das auf dem Fundament das ich ein gutes und sehr starkes gehabt hab oder es stimmt nicht das das schwere Jugend einen Menschen so verdirbt .. weil ich hab gesehen rundherum nur . soviel Verbrechen soviel Leid soviel Kummer soviel . das man sich das gar nicht vorstellen kann also in den Jahren wo man am meisten aufnimmt ... ich denke ((atmet tief durch)) ((leise)) das mich das nicht verändert hat das heißt ((atmet tief durch)) sonst möchte ich doch keine Krankenschwester werden und Menschen helfen weil –eh- Menschen haben mir sehr viel Unrecht getan (8 Sek.) kann sein das die ersten neun Jahre wirklich so fest waren und so stark das es keinen Einfluss mehr hatte aber ich denke trotzdem wenn jemand etwas schwächer ist oder eine Ausrede sucht oder irgendeine Begründung das er so geworden ist, ist das leicht zu sagen (15 Sek.).“

Zu Beginn dieses Segments stelle ich eine erzählgenerierende Frage, die an das Bilanzierungsvermögen der Autobiografin appelliert. Ihrer spontanen Antwort („Nein, ich denke nicht“) folgt ein möglicher Erklärungsversuch oder eine Relativierung („ich muss sagen“), und unmittelbar darauf bittet sie um eine kurze Pause, die etwa vier Minuten in Anspruch nimmt. Da meine Frage

in ihrem Verständnis zunächst negative biografische Folgen des Holocaust bei ihr unterstellt, ist ihre erste ablehnende Haltung als Ausdruck zu verstehen, das Tabu des Schweigens nicht durchbrechen zu wollen. Über den Umweg einer für sie positiven Erkenntnis („und trotzdem bin ich kein Verbrecher geworden“) gibt sie das Bekenntnis ab, dass sie eine „schwere Kindheit“ gehabt hat. Ihr sozialer Vergleich nach unten wertet gleichzeitig ihre Persönlichkeit auf. Möglicherweise verweist sie damit auch auf andere „Opfer“, die es in ihren Augen nicht wie sie geschafft haben, ihre Integrität zu bewahren und macht dabei keine Unterschiede: Opfer, Täter, Menschen mit einer „schweren Kindheit“, Verbrecher, Diebe, Prostituierte und Mörder. Doch in ihrer Anmaßung bleibt sie eindeutig, denn sie allein scheint es „geschafft“ zu haben, denn sie ist weder sozial noch moralisch abgestiegen. In ihrer Verbitterung bestärkt sie diese konstruierte Diskrepanz zwischen ihrem Selbst und dem Selbst der Anderen („so schwer wie ich haben es nicht viele gehabt“). Möglicherweise problematisiert sie damit ein Aufmerksamkeitsdefizit, das ihr zuteil kam, denn den Tätern scheint man zugehört zu haben, aber ihr – als Opfer – schenkte man kein Gehör und wenn doch, dann keinen Glauben. Möglicherweise vergleicht sie sich mit einer hier nicht genannten konkreten Person, die auch eine „schwere Kindheit“ hatte und die diesen Umstand – im Gegensatz zur Autobiografin selbst – scheinbar oder wirklich als Entschuldigung für irgendeine biografische Unzulänglichkeit im späteren Leben anführt. So jedenfalls konstruiert die Autobiografin diese Wirklichkeit und spiegelt sich in diesem ausgestalteten Alter ego, das sich in einer existierenden oder ideellen konkreten Person darstellt.

In einem Entweder-Oder-Schema präsentiert die Autobiografin ihre unverarbeiteten lebensgeschichtlichen Traumata. In dieser Logik erhöht sie die eigene Person, die durch das individuelle „Fundament“ geprägt ist, d.h. durch die Sozialisationsbedingungen, die entweder lediglich gut oder lediglich schlecht sind. Sie konstruiert somit eine innere Realität, die der Abwehr der äußeren Realität dient. Damit präsentiert die Autobiografin den Umgang mit ihrer Ohnmacht, die ihre scheinbare psychische Unverletztheit darstellen soll, die darauf beruht, dass sie aufgrund ihres Elternhauses durch nichts traumatisiert werden konnte. Sie wehrt ihre eigenen traumatischen

Erlebnisse ab, indem sie diese von sich weist und sich lediglich als Beobachterin darstellt („ich hab rundherum gesehen ... soviel Verbrechen, soviel Leid, soviel Kummer“).

In der eigentheoretischen Evaluation der Autobiografin („ich denke, dass mich das nicht verändert hat, das heißt sonst möchte ich doch keine Krankenschwester werden“) setzt sich das pauschale Entweder-Oder-Schema fort. Obwohl ihr „Unrecht“ widerfahren ist, kann sie anderen helfen, d.h. sie sieht sich selbst der Traumatisierung gegenüber immun und obwohl es „Menschen“ waren, die sie enttäuscht haben, hilft sie anderen Menschen. Sie benennt die Täter nicht spezifisch – so bleiben sie namenlos und in ihren Funktionen unbeschrieben - und ermöglicht sich somit eine stärkere Distanzierung von denen, die für ihr Trauma verantwortlich sind. Ihr negatives Menschenbild kann auch aus - oder verstärkt durch - einer aktuellen (also aus der Zeit des Interviews) Enttäuschung von einem konkreten Menschen resultieren.

Möglicherweise besteht ein ursächlicher Zusammenhang zwischen ihren Lebenserfahrungen und ihrer Berufswahl. Durch ihre Rolle als Helfende konnte sie als aktiv ihre Traumatisierung kompensieren und negative Impulse in helfende Impulse umdeuten. Als moralische Überlegenheit im doppelten Sinn kann diese Berufswahl verstanden werden: Denn die Autobiografin handelt nicht nur helfend gegenüber anderen Menschen, sondern, obwohl man ihr nicht geholfen hat, hilft sie anderen. Möglicherweise ist sie auch an ein „normales Leben“ nicht gewöhnt und bekämpft ihre starke Aggression und Ohnmacht mit ihrem starken Gewissen, das für das „Gute“ im Menschen plädiert.

Ihre moralische und vor allem ihre psychische Stärke liegt für sie in eben jener Kraft, die dazu geführt hat, dass sie keine „Verbrecherin“ geworden ist. Worin auch immer auch diese Kraft begründet scheint, sie bemüht sich in ihrer Argumentation, sich nicht als Opfer zu betrachten. Die Abwehr der biografisch-relevanten traumatischen Belastung scheint an dieser Textstelle, offen wie selten in diesem Interview, von der Autobiografin thematisiert und gleichzeitig negiert zu werden. In ihrem Selbstbild scheint sich die Autobiografin durch die Erfahrungen im Holocaust nicht verändert zu haben, weil sie sich nicht erlaubt, sich verändert haben zu dürfen. In einem

eigentheoretischen Kommentar ergründet sie die Quelle ihrer Stärke in ihren ersten neun Lebensjahren („wo man am meisten aufnimmt“). Mit dem Verweis auf ihre schöne Kindheit in diesen neun Jahren, die „fest waren und so stark“ begründet sie die These, dass alle darauffolgenden Lebensereignisse sie eben deshalb nicht mehr hätten „verändern“ können. Der biografische Bruch, der ihr Leben in ein Vorher und ein Nachher zerteilt, wird an dieser Textstelle sichtbar: Einerseits die schöne unbeschwerte Kindheit, dann der Beginn der Veränderungen im Alter von neun Jahren. Auch hier erscheint das Identitätsschema „Opfer“ abgewehrt zu werden, da meine Eingangsfrage zu diesem Segment eine scheinbare Reduzierung auf ihren Opferstatus und somit eine nachträgliche Stigmatisierung ihrer Person impliziert. Abschließend unterstellt sie „Schwächeren“, dass diese ihre individuellen Verfolgungserfahrungen im Holocaust instrumentalisieren und eben diese Erfahrungen als „Begründung“ für ihr späteres scheinbar menschliches „Versagen“ anbringen. In dieser Überhöhung der eigenen Person und der damit einhergehenden selbst zugeschriebenen psychischen Stärke der Autobiografin ist der hohe Grad der Abwehrbemühungen, als Opfer identifiziert zu werden, ablesbar.

77. Segment (Zeilen 1277-1284)

„I:

Bedauern Sie, dass sich Ihre Kinder sich so wenig für Ihre Geschichte interessieren?

E:

/äh/ es ist jetzt so viel die Rede davon –eh- die zweite Generation ja .. zum Beispiel in Givat Haim ladet man ein die zweite Generation .. wenn sie wirklich möchten könnten sie gehen wahrscheinlich hält sie etwas zurück –eh- man sagt ich weiß nicht wie fern weil ich hab wirklich nicht viel davon gesprochen das die Kinder betroffen sind das die zweite Generation darunter leidet.“

Die Autobiografin ist von der neuen Offenheit hinsichtlich des Umgangs mit dem Holocaust bereits in der zweiten Generation überrascht und damit überfordert. Scheint für sie das Sprechen über ihre Erfahrungen im Holocaust als direkt Betroffene keineswegs selbstverständlich und höchst retraumatisierend zu sein, so wird in Givat Haim, dem Kibbuz mit der Forschungsstelle „Beit Theresienstadt“, bereits mit der zweiten Generation über Auswirkungen und Folgen des Holocaust diskutiert. In einem

Kommentar schließt sie nicht aus, dass ihr Schweigen bei ihren Kindern Fragen aufgeworfen hat, unter deren unzureichender Beantwortung sie leiden könnten. Interessanterweise weicht sie meiner Eingangsfrage aus und vermutet, dass sich ihre Kinder eben wegen ihres Schweigens vor dem Thema ängstigen und deshalb nicht die Veranstaltungen in Givat Haim besuchen. Einem Kommentar hinsichtlich ihrer Empfindung und ihren Schuldgefühlen der Kinder gegenüber verschließt sie sich.

78. Segment (Zeilen 1284-1305)

„zum Beispiel mein Mann ich hab den freezer voll mit Brot mein Mann geht nicht –eh- das heißt er kauft jetzt ein weil er pensioniert ist **er** muss mindestens zwei Brote im freezer haben sonst ich weiß nicht was vorkommt wenn ich ihm sag: Zu was Brote im freezer man geht doch in paar Minuten kannst Du (((ihren Mann nachahmend))) **Nein** vielleicht wird nicht sein vielleicht wird + wir haben Brot im freezer .. und das irgendwie strahlt sich aus auf die Kinder wahrscheinlich –eh- ich kann Essen nicht wegschmeißen .. ich verwende was von gestern geblieben ist verwende ich ich schmeiß das nicht raus als ich ins Land kam –eh- waren hier –eh- auch meistens die Alteingesessene oder –eh- die was kamen aus Afrika und so weiter die essen nichts vom Vortag die haben gekauft für Freitag ein Brot zuviel nächsten Tag haben die das rausgeschmissen .. ich hab das nie begriffen ich hab das nie verstanden (((unverständnisvoll))) wie kann man so viel Brot rausschmeißen wie kann man soviel Essen rausschmeißen es sind doch so viel Hungrige + also ist das Brot nicht mehr frisch macht man einen Toast und meine Kinder wahrscheinlich leiden darunter weil ich ich kann auch nicht wegschmeißen –eh- ich hab nicht so ein Problem das ich sammel das Essen so wie mein Mann das Brot im freezer sein muss aber trotzdem die merken –eh- das Verhältnis zum Essen ist anders wie wie wer das nicht durchgemacht hat . zum Beispiel meine junge Tochter sagt mir –eh- wenn ich etwas sage, (((die Tochter äußert))) das schmeckt ja nicht +, das sind Tausende Kinder die das gerne essen möchten (((ihre Tochter nachahmend))) **Was** dir war so schlecht willst du auch mir soll schlecht sein + das ist die Reaktion auf das .. also es ist nicht immer positiv.“

Über die Bedeutung von Lebensmitteln entwickelt die Autobiografin die Konflikthaftigkeit, die zwischen ihr und ihren Kindern besteht. Die moralische Evidenz der Autobiografin, keine Lebensmittel zu verschwenden, wird von ihr zunächst mit einer Angewohnheit ihres Mannes angekündigt, um schließlich über ihr „Verhältnis zum Essen“ zu den Vorwürfen ihrer Kinder zu gelangen, die unter dem scheinbar moralischen Impetus der Mutter zu leiden haben. Dabei ist eine Reihe von gegenseitigem Unverständnis auffällig, die die Familienbiografie beeinflusst. Zum einen scheint es für die Autobiografin eine nicht nachvollziehbare Haltung ihres Mannes zu sein, der, obwohl kein Mangel herrscht, tiefgefrorenes Brot bevorratet. Allerdings führt sie dieses Verhalten auf die Mangelerfahrung im Holocaust zurück. Zum anderen drückt sich in der Reaktion der Kinder, die von der Mutter dazu angehalten sind,

keine Lebensmittel zu vergeuden, eine Abwehr von Betroffenheit in der Beschäftigung mit der Vergangenheit der Mutter aus. Die Kinder fühlen sich als Büsser für die Erfahrungen der Mutter und scheinen das Leiden, sowohl das der Mutter als auch ihr Leiden, nicht ertragen zu können. Die Diskrepanz zwischen den Wirklichkeitskonstruktionen der Eltern und den Kindern sind denen jener Familien ohne Holocausthintergrund durchaus ähnlich, jedoch führen die Erfahrungen der Mutter und des Vaters zu stetigen Rückkoppelungen an den Holocaust. Diese Rückkopplungen können als mangelnde Auseinandersetzung mit eben diesen Erfahrungen in der Familie verstanden werden, die aus dem jahrzehntelangen Schweigen resultiert. Die brüchige oder sogar fehlende Kommunikation und die symbolische Interaktion zwischen den Familienmitgliedern führen zu einem unbefriedigenden Austausch über die Wirklichkeiten und letztlich über die Bedeutungen der Dinge, die für das Handeln der einzelnen Familienakteure leitend sind.

79. Segment (Zeilen 1306-1314)

„I: Versuchen Sie dann es ihr verständlich zu machen?“

E:

Es hat keinen Sinn wenn sie das sagt so hat keinen Sinn ((8 Sek.) vielleicht haben wir die Kinder auch zu sehr verwöhnt und zu sehr behütet vor lauter Angst .. es soll ihnen nichts passieren –eh- vielleicht nehmen sie das falsch auf diese zu viele Angst (10 Sek.) ich weiß nicht ob sie keine Interesse haben aber .. ich denke eher meine Tochter die in Amerika wohnt die weiß sehr viel aber **nicht** von **mir** vielleicht fühlen sie das mir das zu schwer ist –eh- zu erzählen also sie haben sich ihr Wissen durch Lesen durch –eh- -eh- Hörensagen von anderswo geholt nicht von mir ...“

In einem evaluativen Kommentar verweist die Autobiografin auf mögliche Mängel in der Erziehung ihrer Kinder und auf Kommunikationsstörungen zwischen ihr und den Kindern. Sie macht sich Vorwürfe und scheint von sich enttäuscht zu sein. Die Angst, ihre Kinder könnten auch Opfer von Antisemitismus und Verfolgung werden und dass ihre Kinder sie auf ihr Schweigen ansprechen könnten, verweist auf die Auswirkungen ihrer traumatischen Erfahrungen. Das Schuldgefühl gegenüber ihren Kindern scheint sich für diese zu einer übermächtigen Belastung entwickelt zu haben. Es hat sich ein Familientabu ausgebildet: Das Schweigen der Mutter über

ihre Lebenserfahrungen wurde nicht in die Familienbiografie integriert. Dabei erlebt die Autobiografin die räumliche Distanz zu ihrer Tochter ambivalent. Sie fühlt diese zum einen als Erleichterung, weil die Tochter viel über ihre Geschichte kennt und zum anderen als Belastung aufgrund der räumlichen Entfernung. Das bedeutet, dass die Ferne einerseits der Autobiografin es ermöglicht, sich nicht mit ihren Erfahrungen auseinandersetzen zu müssen und andererseits eben die Verdrängung dazu geführt hat, dass die Tochter sich von ihr räumlich und weltanschaulich entfernt hat. Daneben empfindet sie Unbehagen, weil sich die Tochter aus anderen Quellen – und eben nicht von ihr – über den Holocaust informiert hat und darüber keine Kommunikation zwischen Mutter und Tochter möglich ist. Diese nicht stattfindende Kommunikation führt der Autobiografin ihre eigenen Traumata vor Augen, die so intensiv das Leben bestimmen, dass sie das Schweigen vorzieht, statt mit ihrer Tochter das offene Gespräch zu suchen. Die Tochter kann nicht sprechen, weil sie Angst hat, der Mutter mit der Thematisierung an ihr Tabu zu erinnern und die Mutter kann die Scham vor ihrer Offenbarung nicht überwinden. Diese Strategie wurde allerdings in dem Moment brüchig, als ihre Kinder anfangen, Fragen über die Vergangenheit der Mutter zu stellen. Dennoch bleiben die Bemühungen der Mutter stets daran orientiert, nicht als jemand identifiziert zu werden, dem eben das passiert ist, was das Tabu ausmacht. Die Interviewsituation kann als korrektive Erfahrung erlebt werden, in der die Autobiografin lernt darüber zu sprechen, worüber sie jahrzehntelang schwieg und sie kann versuchen, ihre daraus resultierenden Erfahrungen in das eigene Leben und in die Familienbiografie zu integrieren.

80. Segment (Zeilen 1315-1334)

„I: Hätten Sie
ihren Kindern geantwortet wenn sie gefragt hätten in den 40 Jahren wo sie geschwiegen
haben?

E: Also
das war die Zeit die Kinder waren noch klein dann wollte ich sie nicht ich wollte sie nicht
beunruhigen dadurch das ich wirklich noch immer es kommt mir so nah das ich oft wein ..
wollte nicht das sie das sehen und nachher haben sie gewonnen selbst diese Gewissheit
nicht gerne davon spreche also sie fragen mich –eh- zum Beispiel, ich habe Ihnen erzählt,
das ich gefrühstückt hab am Baum auch meinen älteren Kindern wenn ich das sage gucken
sie mich an wie kann diese –eh- Großmutter am Baum sitzen also sie können sich das gar
nicht vorstellen ((lacht))

I: Also die positiven Seiten
 E: Ja **nur** nur nur von
 zu Hause . das heißt bis zum Krieg . und nachher hab ich nichts erzählt nachher sind wir
 nach ((laut)) sie wissen + ich war in Theresienstadt sie wissen das jedes Jahr ist ein Tag in
 Givat Haim aber nicht von mir nicht mehr
 I: Fahren Sie dort hin?
 E: Wenn ich kann ja wenn ich gerade dienstfrei hab .
 voriges Jahr bin ich nicht gefahren fahr ich in Weikersheim.“

Der Umgang mit ihrer Lebensgeschichte ist von Verdrängung bestimmt, die als aktiver Vorgang von der Autobiografin selbst wahrgenommen wird. Dementsprechend ist sie bemüht, die Konfrontation mit ihren Erinnerungen, Erfahrungen und Traumata aufwendig abzuwehren, d.h. der biografisch-relevante Schmerz der Erinnerung ist stärker als sie es sich zutraut ertragen zu können, wenn sie einen offenen Umgang mit ihrer Geschichte leben würde. Sie rationalisiert dabei das Schweigen gegenüber ihren Kindern zum einen, weil sie „noch klein“ gewesen seien und zum anderen, weil ihre Kinder angeblich „selbst nicht gerne davon sprechen“. Sie erhebt dabei das Schweigen in den Rang eines Erkenntnisgewinns, der als „Gewissheit“ in das kollektive Familiengedächtnis integriert zu sein scheint. Dabei ist interessant, dass die Gewissheit zu schweigen auch nicht durch die späteren Fragen der Kinder aufgebrochen wird, sondern sowohl die Autobiografin als auch die Kinder mit dem Schweigen weiterleben.

Vom Schweigen der Autobiografin ausgenommen bleiben die auf der positiv erinnerten Erfahrungsfolie abgelegten Erlebnisse aus der Zeit ihrer Kindheit bis zum Einsetzen der Verfolgung. Dabei spielt der Garten des Elternhauses die maßgebliche Rolle und übernimmt die Position des Synonyms für die schöne Kindheit im Leben vor der Verfolgung, wobei das Leben im Nachher nicht in der Familie thematisiert wird und stellvertretend dafür die Forschungsstelle Beit Theresienstadt im Kibbuz Givat Haim das mangelnde Wissen der Kinder ausfüllen muss. Dabei bleibt die individuelle Lebensgeschichte der Autobiografin als Mutter und damit auch ein Teil der Familienbiografie für die Kinder unerschlossen. Es ist offensichtlich, dass die nicht interaktiv integrierte Vergangenheit die gegenwärtige Familienidentität und die individuelle Identität ihrer Mitglieder beeinflusst.

81. Segment (Zeilen 1335-1347)

„I: Sie sagten Sie sind Krankenschwester geworden obwohl ihnen Menschen so viel Leid angetan haben

E: Nein nein ich wollte schon immer Krankenschwester werden ich wollte doch schon vorher Krankenschwester werden also zum Beispiel ich habe nie –eh- mit Puppen gespielt da war nicht ich hab –eh- -eh- zum Beispiel diese kleine Ziege mein Vater hat gebracht das war noch ganz ganz kleines Zieglein konnte noch nicht einmal fressen hab ich es mit einem Lutscher ge gefüttert also diese Gefühle waren schon immer in mir –eh- irgendwie zu helfen ob es Tier war oder –eh- ein Kind war . irgendwie ich weiß nicht von wo ich das hab ((lacht)) oder vielleicht ich weiß doch so wenig von meiner Familie kann sein es war von irgendwo vererbt .. keine Ahnung auch deswegen –eh- -eh- wir so früh ohne Eltern warn wissen wir **so** wenig –eh- nur theoretisch eigentlich was wo war.“

In eigentheoretischen Kommentaren beschreibt sich die Autobiografin als eine empathische und hilfsbereite Person und stellt dabei Vermutungen an, woher diese Begabung stammt. Sie erinnert an den elterlichen Garten, in dem sie eine kleine Ziege großgezogen hatte und verweist darauf, dass sie „schon immer (...) irgendwie (...) helfen“ wollte. Sie möchte als autonome Person wahrgenommen werden, die ihre berufliche Karriere als Krankenschwester ohne Beeinflussung durch ihre Verfolgung im Holocaust gewählt hat und fügt zur Unterstützung dieser These hinzu, dass es durchaus möglich sei, das sie ihr Bedürfnis zum Helfen „von irgendwo vererbt“ bekommen habe. Diese Aussage sei, so fährt die Autobiografin fort, „nur theoretisch“ und somit nicht überprüfbar, weil „wir so früh ohne Eltern warn“ und somit auch ein bedeutsamer Teil des Familiengedächtnisses unwiderruflich ausgelöscht worden ist. Die Argumentation scheint vordergründig logisch zu sein, bleibt jedoch an dem Identitätsschema der Verdrängung und des Schweigens orientiert.

82. Segment (Zeilen 1348-1366)

„I: Was war mit ihren Großeltern?

E: /eh/ Großeltern? also der Vater von meiner Mutter starb noch vorm Krieg er war zuckerkrank also das weiß ich .. –eh- die Mutter von meiner Mutter starb in Theresienstadt .. ich kann mich an sie in Theresienstadt nicht erinnern .. aber meine Schwester sagt ((leise)) sie ist dort gestorben + und –eh- die Eltern von meinem Vat also den Vater vom meinem Vater habe ich nie gekannt und die Mutter hatte Krebs also ist sie auch vor dem Krieg gestorben aber das ist ungefähr alles was ich weiß .. nachher hat mein Vater eine Schwester gehabt die war in Palästina und ist 39er Jahr zurückgekommen mit dem Sohn und beide umgekommen der Sohn war in meinem Alter also ich hatte zwei Cousins ein Cousin war drei Monate älter wie ich und ein Cousin war drei Monate jünger wie ich und ((leise)) niemand kam zurück + . also das war das ist die engere

Familie und sonst weiß ich überhaupt nichts jetzt kommen –eh- verschiedene Familienmitglieder die schon hier waren oder –eh- und ich weiß nicht wo sie hinzustecken sind .. ich hab den mein Vater hat ihm mal gezeichnet einen Stammbaum vom 17. Jahrhundert . aber ich weiß nicht wo sie einzuordnen sind und ich kenne sie de facto nicht nur wer der Vater war nur wer Urgroßvater war und so weiter ich weiß so wenig über sie .. und das fehlt .. es ist keine Familie wo nicht jemand umgekommen ist (16 Sek.).“

In diesem Segment detailliert die Autobiografin die Zerstörung des Familiengedächtnisses und die Auslöschung der Familie. Die Trauer um die zerstörte Familie bleibt durch den Stammbaum der Familie, den ihr Vater angelegt hatte, allgegenwärtig, da dieser durch die Ermordung zahlreicher Familienmitglieder im Holocaust fragmentarisch geworden ist („und das fehlt“). Das zerstörte eigene Leben im Spiegel der Zerstörung der Familie bleibt das biografisch-relevante Thema, und dabei hat sie selbst dazu beigetragen, dass die Familie heute weiter existiert, indem sie selbst Kindern das Leben schenkte.

83. Segment (Zeilen 1367-1410)

„I: Für das Buchprojekt schreiben Sie
 E: Wir
 haben so angefangen das jede aufgeschrieben hat ihre Er Erinnerungen und nach und nach es kommt immer zu wissen Sie ich habe Ihnen im großen und ganzen die Essenz gesagt es ist soviel zwischendurch und das hat man zugeschrieben und noch gesprochen und noch zugefügt und irgendwie ist herausgekommen jetzt eine ganze Menge und das muss man jetzt einordnen wie man das machen will ob man –eh- ob man von einem die ganze Erzählung oder nur die Essenz von den ganzen zusammen und das weiß ich nicht was man macht was sie beschlossen haben zu machen die die XX und die . wahrscheinlich werden wir uns noch einmal treffen irgendwo und besprechen das soll dieses Jahr herauskommen ...
 I: Haben Sie sich dazu spontan entschieden mitzumachen oder haben Sie zunächst gezögert?
 E: /eh/ ich hab gezögert und hab gesagt ich kann mich so viele Sachen nicht erinnern /ah/ haben sie mir gesagt: Weiß du was was du dich erinnern kannst weil –eh- wir sind es schuldig diesen Mädchen die nicht mehr zurückgekommen sind .. und –eh- wir möchten etwas schaffen was etwas was anderes es sind so viele Bücher jetzt –eh- herausgekommen über –eh- verschiedene Orte –eh- meistens persönlich und wir wollen etwas anderes herausgeben über unsere Gemeinschaft in diesen 28er Zimmer das nicht alles negativ war das –eh- es waren dort schöne Minuten es waren dort schöne Zeiten wir haben sehr viel von dort gelernt wir haben vielleicht war das auch ein Grund das ich mich nicht so geändert hab diese 28er das hat uns alle sehr sehr gestärkt wir haben gelernt zusammenzuleben .. und eine Gemeinschaft zu machen wo einer den zweiten akzeptiert so wie er ist und . sogar gern hat und .. wenn wir zusammen sind das ist eine herrliche Zeit ..trotzdem das jeder von uns woanders lebt ...
 I: Ihr trefft Euch dann in Beit Terezín?
 E: /eh/ ich weiß nicht eine aus Brünn hat mir geschrieben sie kommt am früh ich weiß nicht ob sie kommt nach Beit Terezín oder früher .. und andere das muss ich ihnen schreiben wann das zusammen kommt . es wäre gut kommen alle zusammen .. jetzt sind zwei oder drei in Amerika . auch mit diesem Buch . verrückt .. (((erschöpft-stöhnend))) ich hätte allein nicht

geschrieben + .. es sind schon so viele Bücher herausgekommen . über dieses Thema .. wir waren in Weikersheim und –eh- man hat uns gebeten –eh- Schulkindern vorzutragen und wir gesprochen mit Klassen so 16 17 18 17 Jahre .. die meistens waren interessiert aber die haben nichts gewusst ... außerdem haben sie gesagt es ist anders wenn man das in einem Lehrbuch liest oder wenn jemand kommt der wirklich dort war ... es waren auch solche Fragen die man uns gestellt wir kommen jetzt Geld ausbezahlt und so weiter habe ich ihnen gesagt: kein Geld ((laut)) kein Geld auf der Welt + kann zurückgeben was wir verloren haben .. außerdem . wenigstens bei uns wir waren wirklich gut situiert also . niemand kann zurückgeben was wir verloren haben .. auch das das Leben ganz anders verlaufen wäre .. (((traurig))) nicht das + (9 Sek.).“

Mit der Beteiligung an dem Buchprojekt, für das sie ihre Geschichte im Kontext des Kinderheimzimmers aufgeschrieben hat, beginnt für die Autobiografin die Lebensphase der offen artikulierten Konfrontation mit ihren Erinnerungen und Erfahrungen. Als eine moralische Verpflichtung zum Erinnern stellt sie ihre Teilnahme an der Publikation dar, in deren Vorbereitungen sie auch mit ehemaligen Zimmergenossinnen aus dem Theresienstädter Kinderheim zusammentrifft. In diesen Begegnungen werden kollektiv erinnerte Erfahrungen ausgetauscht und diskutiert und als angeblich gemeinsame Gewissheit wird konstatiert, dass „in diesen 28er Zimmer nicht alles negativ war“. Als eine lebenslange positive Konsequenz der Konzentrationslagerhaft in Theresienstadt führt sie in einem evaluativen Kommentar aus, „wir haben sehr viel von dort gelernt“ und fährt fort, „diese 28er das hat uns alle sehr gestärkt, wir haben gelernt zusammenzuleben“. Das Erinnern an die kollektiv erlebten Ereignisse im Kinderheim ermöglicht das Marginalisieren der individuellen Erfahrungen und führt zum eigentheoretischen Kommentar, das sie sich „nicht so geändert hab(e)“. Die Aufwertung dieser Erfahrungen führt zu einer Bewertung, dass lebensgeschichtlich eben nicht alles negativ war, und zur Abwehr traumatisch wiederkehrender Erfahrungs- und Erinnerungsaufschichtungen. Letztlich wird dann doch diese scheinbare Gewissheit der Unverletztheit aufgelöst, indem die Autobiografin zum Schluss dieses Segments zu der Bewertung kommt, dass „niemand zurückgeben [kann], was wir verloren haben ... auch das das Leben ganz anders verlaufen wäre“. Dieser Kommentar wird ausgelöst, nachdem sie über sogenannte Entschädigungszahlungen nachdenkt, womit sie auch den Vorurteilen in den Fragen der Schüler entgentreten will, und die diesen Fragen häufig implizierten antisemitischen Vorurteile entkräften will. Die Bitte der Herausgeberin an die Autobiografin, an dem Buchprojekt mit einem eigenen

Beitrag teilzunehmen, löst eine Reihe von Konfrontationen aus: Sie selbst wird mit ihren verdrängten Anteilen in ihrer Lebensgeschichte konfrontiert, sie konfrontiert zugleich ihre ehemaligen Zimmergenossinnen mit deren Lebensgeschichten und in dieser Interaktionskette werden Wirklichkeitskonstruktionen in Frage gestellt, korrigiert und möglicherweise auch verfestigt. Ein wesentliches Ergebnis dieser Konfrontation ist jedoch die Erkenntnis der Autobiografin, dass sich jemand für ihre Lebensgeschichte interessiert, ihr zuhört und ihr Fragen gestellt werden, was jahrzehnte lang nicht geschehen ist und dennoch ein Bedürfnis von ihr war, d.h. sie wollte erzählen, konnte jedoch durch das Verdrängen, ausgelöst durch ihre Traumata, ihr Schweigen nicht verhindern und war ohne Impulse von außen mit ihren Erinnerungen allein.

84. Segment (Zeilen 1411-1429)

„I: Wie glauben Sie wäre es anders verlaufen?

E: **O ja bestimmt** ... meine Eltern am Leben geblieben wären ... ((atmet tief durch)) ich hatte es so schwer mit den Kindern großzuziehen und arbeiten und meine Kinder waren krank und konnte sie nirgends lassen hab sie immer beide geschleppt ich hatte keine Großeltern die die –eh- wenn etwas vorkommt –eh- sag mal Mutter hilf mir **niemand** also ist das schwer außerdem die Lage nachher mein Sohn war im –eh- -eh- Yom-Kippur-Krieg –eh- ich hatte furchtbare Angst und –eh- -eh- **überhaupt** das ganze wäre anders das ganze .. man kann sich gar nicht vorstellen wie das anders wäre .. –eh- meine Eltern wäre am Leben geblieben, wahrscheinlich wären wir noch in Brünn geblieben ich weiß nicht (13 Sek.) es ist schwer zu sagen . kann doch nichts zurückdrehen ... sagen wir wir möchten trotzdem auswandern weil mein Vater war Zionist und sehr oft hat gesagt er wird hier ein () kaufen und werden hier leben also auch das wäre anders eine ganze Familie wenn kommt und hat eine Basis –eh- -eh- Einkommen ist doch anders wenn ein Mädchen kommt mit 18 mit einem Koffer und hat de facto gar nichts und nicht mit wem zu reden ... das ist das ist bestimmt es wäre bestimmt anders gekommen alles .. **eins** weiß ich bestimmt ich wäre Krankenschwester sowieso aber sonst wäre alles anders (14 Sek.).“

Wenn „meine Eltern am Leben geblieben wären“ so die Autobiografin, „wäre alles anders“ verlaufen. Sie verweist damit eine Variante eines anderen Lebens, ein Leben ohne Holocaust, ein Leben, in dem sie und ihre Familie nicht Opfer des Holocaust geworden wären. Die konjunktivistische Variante dieses Lebens besitzt biografische Relevanz. Weil der Autobiografin Hilfe in und bei der Erziehung ihrer Kinder fehlte („ich hatte keine Großeltern“), hatten die Kinder vermeintlich eine „schwere Kindheit“. Sie hatte große Erwartungen in ihre Kinder gesetzt und auch an sich selbst in dem Bedürfnis,

den Verlust der eigenen Eltern durch das Vorhaben, eine gute Mutter sein zu wollen, zu kompensieren. Sie fühlt sich als Opfer, weil ihre Eltern ermordet wurden und versucht, diese Traumatisierung abzuwehren. Sie spiegelt die kindliche Haltung in ihrer Traumatisierung und in ihren existentiellen Ängsten wider, ohne sich diese eingestehen zu müssen. Die fehlende Integration dieser Traumata und Ängste in ihr Selbstbild drückt sich in ihrer schlaglichtartigen Erzählweise aus und in jener Projektion, in der sie ihr scheinbares Versagen in der Erziehung ihrer Kinder auf das Fehlen der Großeltern überträgt. In dieser Abwehrstrategie marginalisiert sie sich als Person vollständig. Der Verlust der Großeltern wird als Verlust deren Funktion als Unterstützung im Familiengefüge dargestellt und nicht als menschlicher Verlust, was auf einen hohen Grad an Traumatisierung und demzufolge auf einen hohen Grad an Abwehr verweist. Dieser indirekte Umgang mit Trauer lässt eine aktive Trauerarbeit, die zum Ergebnis hätte, nicht mehr unter den schmerzlichen Folgen leiden zu müssen, nicht zu. Die Autobiografin leidet schwer unter dem Verlust der Mutter, der sie nicht mehr helfen konnte, als diese, nach der Befreiung, an den Folgen der Internierung im Konzentrationslager starb.

Als unabhängige und ruhige biografische Orientierung gilt in ihrer Evaluation die Berufswahl: „Eins weiß ich bestimmt, ich wäre Krankenschwester sowieso“. Möglicherweise wäre sie mit ihrer Familie nach Israel ausgewandert („trotzdem auswandern, weil mein Vater war Zionist“). Die Tatsache, dass die Autobiografin nach Israel immigriert ist und auch zum Zeitpunkt des Interviews weiterhin dort lebt, scheint eine Erfüllung eines kollektiv-familiären Auftrages zu sein, eine Bindung an ehemalige Familienpläne, mit deren Realisierung sie sich eine ideelle Nähe zu ihren Eltern, insbesondere zu ihrem Vater, verschafft. Sie vollendet sozusagen den zionistischen Traum stellvertretend für ihren Vater, transzendiert damit die Vision einer unbeschädigten Familienhistorie und beschreibt ein wesentliches Orientierungsmuster in ihrer Biografie. Die spekulative, evaluative und tragische Kommentierung ihrer zerstörten Familie und deren Geschichte verweist auf den hohen Erleidensgrad und die Bedeutung, die der Verlust der Familie für sie besitzt. Durch Rationalisierungsbemühungen dieser Verluste und das Beimessen scheinbar praktischer Gesichtspunkte

(„wenn etwas vorkommt (...) hilf[t] mir niemand“), die auf den Verlust ihrer Eltern und Großeltern sowie auf den Verlust der Großeltern ihrer Kinder hinweisen, wird die Bedeutungszuschreibung dieser Verluste in der aktuellen Wirklichkeit der Autobiografin marginalisiert, d.h. diese Verluste besitzen eine fortlaufende traumatische Wirksamkeit in ihrem Leben. Dabei deutet die „furchtbare Angst“, die sie fühlte, als ihr Sohn in den Yom-Kippur-Krieg einzog, auf jene Verlustängste hin, die durch den Verlust u.a. ihrer Eltern und Großeltern ausgelöst worden sind, und auf die hohe Bedeutung, die eine intakte oder zumindest vollständige Familie für sie besitzt. Trotz alledem: Die Autobiografin verweist darauf, dass sie mit „18 mit einem Koffer“ mittellos und einsam ihre neue Heimat betrat und es geschafft hat, ihren Traumberuf zu verwirklichen, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Vor allem hat sie es geschafft, den mutmaßlichen Traum ihres Vaters, seine Mission, zu erfüllen: Die Immigration nach Palästina resp. nach Israel. In ihrer Erzählung scheint durch die Benutzung des Präsens der Vater auch während des Interviews ideell präsent zu sein. In ihren ergreifenden, emotionalen und nahezu sehnsüchtigen Ausführungen („überhaupt das ganze wäre anders verlaufen“ etc.) scheint sinnentsprechend ein Ventil zum Reden geöffnet worden zu sein, worauf die lange Pause hinweist. Die hervorgerufenen schmerzvollen Erfahrungen, in denen sich ihre Angst offenbart, als dürfe sie sich das Erlebte gar nicht vorstellen, weil sie befürchtet, das nicht aushalten zu können, offenbaren ihre Befangenheit. Dennoch benötigt sie diese Erinnerung, um ihre Entscheidung zur Emigration zu rechtfertigen, die als ein Dilemma zwischen Erfüllung der Familienmission und Aufgezwungenheit durch den Verlust der Heimat biografische Relevanz besitzt.

85. Segment (Zeilen 1430-1442)

„I: Ihren Mann haben Sie in Israel kennen gelernt
 E: Mein Mann ist ein Pole aus Lodz ... war auch (((nuschelt unverständliche Worte)))
 ((laut)) also er erzählt + gern davon und dauernd .. das hat mich auch ((lacht)) ein wenig gestört . aber was .. er erzählt hat er war im polnischen Militär als Krieg –eh- ausbrach an der Grenze .. und mit Pferden Militär auf Pferden und gegen sie sind Tanke gegangen also es überhaupt keine Aussicht irgend etwas zu erreichen mit Pferden gegen Tanks . und man hat ihn gefangen genommen .. und er ist als gefangener Soldat –eh- gekommen nach Deutschland zu irgendeinem Bauern zur Arbeit aber nach einer gewissen Zeit hat ihm als

Jude zurückgeschickt nach Lodz und ins Ghetto eingesperrt weil er Jude war also nicht als Soldat behalten sondern man hat ihn weggeschickt nach Ghetto Lodz .. Soldat ist Soldat warum plötzlich ein jüdischer Soldat soll ..“

Die Beschreibung der Funktion ihres Ehemannes als Soldat in der polnischen Armee, mit „Pferden gegen Tanks“ etwas auszurichten, wird von ihr mit einer Kritik begleitet, welche die Aussichtslosigkeit des Unterfanges betont. Überhaupt erzählt ihr Mann „gern davon und dauernd“, was sie auch „ein wenig stört“, denn es läuft ihren Bemühungen entgegen, ihr Schweigen und ihr Verdrängen aufrechtzuerhalten. Die Betonung, dass er ein „Pole“ sei, wird im Verlauf dieses Segments entsprechend der Verfolgungserfahrung durch die Bezeichnung Jude ersetzt, die von den nationalsozialistischen Verfolgern als Stigmatisierungsbezeichnung verwendet wurde und für die Diskrepanz zwischen dem Selbstbild des Verfolgten und der Fremdzuschreibung durch die Nationalsozialisten verantwortlich war. In dieser Diskrepanz verortet sich jene Nähe, durch die innerhalb der Gruppe der Verfolgten nach Verständnis und Trost für die eigene Verfolgungssituation gesucht worden war. Die Partnerwahl der Autobiografin deutet darauf hin, dass die Suche nach dieser Nähe auch nach der Befreiung handlungsorientierend blieb und biografische Relevanz besitzt. Obwohl ihr Mann scheinbar ausführlich über seine Erfahrungen aus der Zeit der Verfolgung erzählt, offenbart er in seinen autobiografischen Aufzeichnungen lediglich Heldengeschichten, die nur eine Interpretation seiner Wirklichkeit darstellen. Auch das Erzählen kann also auch eine bestimmte Wirklichkeit manifestieren und die Absicht verfolgen, die traumatisch erlebten Lebensereignisse weiterhin verschweigen zu können. Somit findet die Autobiografin einen geeigneten Partner, der durch sein Erzählen ihr Schweigen unterstützt und sein Schweigen durch lediglich vordergründig biografisch relevante oder zumindest einseitig konstruierte Geschichten aus dem Leben bestärkt.

86. Segment (Zeilen 1442-1444)

„ach die Welt ist ein bisschen verrückt .. aber das haben wir Menschen geschaffen .. die Natur ist sehr schön . wahrscheinlich wollte ich Krankenschwester auch werden weil auch

mein Vater und auch wir wir lieben die Natur ... das ist das schönste und es ist schade das soviel kaputt geht ...“

In einer scheinbar ironischen und kokettierenden Relativierung des vorherigen Sachverhalts leitet die Autobiografin eine ungewöhnliche Geschichte ein („ach, die Welt ist ein bisschen verrückt“). Dabei ist nicht sie, sondern die „Welt“ „verrückt“, und dennoch verharmlost sie die Geschichte („bisschen“), was auf ein individuelles Schutzbedürfnis verweisen kann, da sie weiß, dass sie ein Teil der Welt ist, die „verrückt“ ist. Dabei kann auch eine Distanzierung von ihrer eigenen Lebensgeschichte eingeleitet werden, da sie sich nur ein „bisschen“ mit dieser Wirklichkeit auseinandersetzen möchte bzw. kann und sich mit ihr nicht identifiziert. In der Abstraktion von konkreten Zusammenhängen erscheint sie als Beobachterin der Geschehnisse, die für sie und für andere („die Welt“) schwer verständliche Handlungen darstellen. Mit der weichen Komponente „ach“ als Kunstgriff für ein emotionales Füllwort signalisiert sie auf melancholische Weise das Nachdenken über die weitere Erzählung. Die Koordinaten der „Welt“ scheinen „verrückt“ geworden, die Erklärungen für die Dinge des Lebens aus dem Rahmen gefallen zu sein. Die „Menschen“ sind die konkreten Verantwortlichen, die etwas „geschaffen“ haben, was auf symbolische Weise auf etwas verweist, das nicht mehr nur „verrückt“ erscheint, sondern das auf etwas Konkretes deutet, das sozusagen die Krönung aller Ereignisse darstellt („das“). Dabei bezieht sie sich in die Verantwortung für das Geschehene ein. Die Autobiografin pendelt zwischen der „Welt“ und einer diffusen (Mit-) Verantwortlichkeit, mit der sie sich auf ideelle Weise dem „Das“ anzunähern versucht. Mit der Rechtfertigung ihrer Berufswahl („wollte ich Krankenschwester auch werden“) versucht sie sich ein Phänomen zu erklären, welches sie bis heute nicht verstanden hat. Möglicherweise verweist die Erklärung für ihre Berufstätigkeit auf eine verpasste Chance. Als Impetus von außen, vielleicht auch als Verpflichtung, ergreift sie den Beruf der Krankenschwester, in dem sie bei anderen heilen kann, was im symbolischen Sinne bei ihr nicht mehr heilbar zu sein scheint. Die eigene Ohnmachterfahrung in der Verfolgung mag einen inneren Konflikt in der Betätigung als Krankenschwester mit sich bringen, was eine eigentheoretische Reinterpretation nach sich zieht. Im Rahmen eines neuen

Erkenntnisprozesses scheinen in der Gegenwart neue Relevanzen für das Motiv der Berufswahl zu entstehen, die während des Erzählvorgangs im Interview noch nicht konkretisiert sind. Mit der Einführung des Vaters in dieses Segment wird auf den kollektiven familiären Sinnzusammenhang verwiesen, der bis in die Gegenwart eine tragende Funktion besitzt, d.h. das erinnerte Idealmodell von ihrer Kindheit als das unschuldige und gute Leben vor der Verfolgung wird aktiviert. In dieser Selbstvergewisserung scheint die Autobiografin irritiert und verunsichert zu sein, da so die bisherige Routine der Erklärungen für das Leben nach der Verfolgung gestört wird. Die sinnstiftende Funktion der Krankenschwester kann als Reparaturstrategie der eigenen Verwundbarkeit gelten. Die Verletzungen der Opfer zu reparieren, statt diejenigen anzuklagen, die für ihre Traumatisierung verantwortlich sind, entspricht möglicherweise einer Überlebensstrategie durch Verdrängung.

87. Segment (Zeilen 1445-1475)

„I: Sie
 erinnern sich gerne an den Garten
 E: Kennen Sie weiße
 ((verzückt))) o ja das war ein Paradies + ((lacht)) ein
 Paradies sie können sich nicht vorstellen was für Obstarten wir dort hatten was irgendwo
 irgendwie raus gekommen ist hatten wir wir hatten –eh- -eh- -eh- Kirschen rot weiß –eh-
 harte weiche –eh- dunkelrot alle Sorten heute sieht man schon nicht mehr weiße Kirschen/
 Kirschen? wunderbar (((schwärmerisch))) ach das ist eine Delikatesse + wir hatten Birnen
 vielleicht fünf oder sechs Arten wir hatten Äpfel Unmengen Renat und Jonathan und dann
 haben wir gehabt einen Apfel der wie ein Lederüberzug gehabt hat Lederapfel hat man das
 genannt .. alles mög Ringeln und Zwetschgen und Himbeeren und Erdbeeren nachher ein
 Obst das man (Mischpulle) nennt das ist so ein kleines braunes/
 Das haben sie schon bestimmt nie gesehen klein und braun das war
 die letzte Sorte die mein Vater gebracht hat das ist innen weich hat Kerne innen und man ißt
 nur das weiche Fleisch von innen die Haut und die Kerne nicht und das ist so ein bisschen
 wie Honig das ist wunderbar nicht (kross) ((leise)) das war die letzte Sorte . hat mein Vater
 gepflanzt + ((laut)) und seit damals + hab ich das nie gesehen das Obst ((leise)) nur zu
 Hause .. (Ribis) und und alles was was nur wächst und das alles hat man weggeschmissen
 ... herrlicher Garten und nachher haben wir gehabt Tiere Hennen und Gänse und und –eh- -
 eh- Enten und ein Schwein sogar und Hasen was sie nur wollen . das alles mein Vater hat
 das geliebt. und für die Kinder selbstverständlich ein Stück mit Rutschen und mit einem
 kleinen Bassin Puppenhaus . ein Paradies ein Stück Wald haben wir gehabt viele Blumen ..
 also das kann nicht vergessen das ist es war wunderschön ((laut)) und das will ich nicht
 vergessen + was ich vergessen will das ist die Zeit die wir weg sind . ich hab ich kann
 verstehen das viele Mädchen –eh- die in einer kleinen Stadtwohnung gewohnt haben nicht
 so viele Erinnerungen haben auf diese Zeit vorm Krieg wie ich .. aber .. das war
 wunderschön ...“

Von den menschlichen Taten enttäuscht, besinnt sich die Autobiografin erneut auf den elterlichen Garten, der für sie im Leben seit dem Ende der Verfolgung in ihrer Erinnerung das „Paradies“ darstellt und biografische Relevanz besitzt. Erneut manifestiert sie das gute Leben davor und das andere Leben danach – nach dem Verlassen des Paradieses. Der Rückzug auf die „Natur“, die sie nicht stigmatisiert und die „verrückte Welt“ vergessen lässt, scheint ein Rückzug in die Welt des Vergangenen und des Verlorenen zu sein; eine Traumwelt, die vielleicht nie so existiert hat, aber in ihrer Wirklichkeit den erfüllten Traum der glücklichen Kindheit mit eben jenem paradiesischen Garten erlebbar macht – ständig im Kontrast zu den Erfahrungen aus der Verfolgungszeit und dem Leben danach. Der Garten ist das Symbol für das gute Leben und der Vater war und bleibt der Garant für das Gute im Menschen, jemand, der für sie Handlungsmaßstab ist und mit dem sie ihre wirklichen oder vermeintlichen Gemeinsamkeiten symbolisch darstellen kann. Daraus folgt für sie in einem eigentheoretischen Kommentar, dass durch die Güte ihres Vaters ihr Berufswunsch entstanden ist. Dieses identitätsrelevante biografische Grundthema der Autobiografin tritt an dieser Textstelle deutlich zum Vorschein. Der Vergleich mit den Stadtkindern, die „nicht so viele Erinnerungen haben auf diese Zeit wie ich“, womit sie auf ihre positiven Erinnerungen hindeutet, unterstützt diese These und verweist auf die Marginalisierung ihrer Erleidenserfahrungen aufgrund ihrer scheinbar unzureichenden lebensgeschichtlichen Aufarbeitung, da ansonsten ein Vergleich mit Menschen, denen es vermutlich noch schlechter ergangen sein muss, zur Aufrechterhaltung ihres Identitätsschemas zur Abwehr des Opfer-Seins nicht notwendig wäre.

88. Segment (Zeilen 1476-1499)

„I:

Ihr Vater war Zionist

E:

Ja

I: War er aktiv?

E: Ach das weiß ich nicht ich weiß nur das er Geld gesammelt hat für KKL das heißt Keren Kajemeth Lejisrael das Geld nach Palästina kam und man hat Länder dafür gekauft das habe ich gewusst und –eh- manchmal manchmal so wenn wir hat er gesagt wir fahren nach Palästina und werden und ein () kaufen also das ist nichts bestimmtes ich weiß von meiner Schwester das in .. ich weiß nicht wann genau vorm Krieg –eh- hat mein Vater probiert mit Bekannten zusammen auswandern genau weiß ich wann das war und in

letzter Minute haben die Bekannten abgesagt und er hat er ist auch nicht gefahren was genau der Grund ich weiß es nicht und weiß nicht auch ob es 39er 40er 38er Jahr ich weiß nicht aber meine Schwester sagt sie hatten schon –eh- schon richtige Reisepläne das habe ich nicht mitbekommen ich habe Ihnen gesagt das waren –eh- Emigranten ((Anm.: *Emigranten aus Deutschland*))) bei uns zu Tisch sonntags feiertags und so weiter hat man eingeladen also meine Eltern haben gewusst was sich in Deutschland tut ... aber niemand hat geglaubt die kommen –eh- nach ((leise)) Tschechoslowakei ... in Deutschland hat es doch schon angefangen in 33er Jahr 34er Jahr –eh- das man geschlagen hat die Menschen auf der Straße und eingesperrt hat nicht so wie nachher in 39er aber aber es hat schon begonnen und es gab Juden und die sind emi die sind weggelaufen wohin nach Tschechoslowakei nach Frankreich –eh- nach Schweiz hat man sie doch nicht hereingelassen sie sind weggelaufen und nachher hat man sie erwischt.“

Aufgrund der zionistischen Orientierung des Vaters scheint es bereits für Ende der dreißiger Jahre Emigrationspläne der Familie der Autobiografin nach Palästina gegeben zu haben, was von ihr als Fremdwissen berichtet wird. Lediglich, dass im Elternhaus sonntäglich Gäste – vermutlich Personen, mit denen die Familie zusammen auswandern wollte - anwesend waren, blieb in ihrer Erinnerungsaufschichtung abgelegt. Die Menschen, die vor der Verfolgung in Deutschland in die Tschechoslowakei geflohen waren, wurden auch hier später von den nationalsozialistischen Schergen eingeholt, was von der Autobiografin in einer distanzierten Weise berichtet wird. Es scheint, als gäbe es eine Diskrepanz zwischen ihrer Verfolgung und derjenigen der anderen Juden in der Tschechoslowakei und als wolle sie sich nicht dazugehörig rechnen. Was bleibt, ist der unerfüllte Wunsch des Vaters, mit seiner Familie nach Palästina auszuwandern, der letztlich für ihn stellvertretend von der Autobiografin vollendet worden ist.

89. Segment (Zeilen 1500-1519)

„I: Waren sie auch in einer zionistischen Organisation, Kinder- oder Jugendorganisation

E: Nicht direkt, ich war –eh- mit diesen Jugendlichen die nachher bei uns waren im Sommer aber das war so kurz das war im ganzen ein Sommer nachher hat man uns doch schon weggeschickt und meist die meisten Kinder doch schon auch

I: Ihr Vater hat das organisiert

E: Mein Vater hat das vorgeschlagen wer das organisiert wahrscheinlich die Kultusgemeinde die Kinder durften doch sonst nirgends ... dieser Betreuer der damals mit uns war lebt in Amerika –eh- .. vielleicht weiß er mehr davon was was damals richtig war aber .. ich weiß nur die –eh- waren .. ein Monat oder sechs Wochen bei uns sind gekommen jeden Tag wir haben uns wirklich gut, gespielt und Sport getrieben waren draußen das war doch die die Hauptidee frische Luft . und wenn sie mich fragen welche Kinder weiß ich nicht mehr .. in meinem Alter aber wer genau. es war zu kurz es war auch .. außerdem waren –eh- nachher

in der Klasse in der Kultusgemeinde wie wir ein bisschen dort gelernt haben und bisschen dort gelernt haben also paar habe ich gekannt paar nicht .. es waren doch Gruppen Gruppen es war schon gar nicht mehr das eine ganze Klasse zusammen war es waren immer nur acht zehn Mädels acht zehn Kinder oder so wie viele in eine Wohnung hineingehen.“

Während des letzten Sommers im Elternhaus wird der Garten der Familie ein Treffpunkt für jüdische Kinder, für die kein öffentliches Leben mehr stattfinden darf. Dort können sie unbeschwert spielen, sich frei bewegen und brauchen vor allem keine Angst vor tätlichen Übergriffen und antisemitischen Diskriminierungen haben. Dort kommt die Autobiografin in Kontakt mit den zionistischen Idealen von Gemeinschaft und dem Wunsch, einen eigenen Staat zu gründen. Diese Gemeinschaft offenbart sich in jener Zeit zu einer Notgemeinschaft, die die soziale Umwelt, die für sie erreichbar ist, kleiner werden lässt. Die räumlichen Einschränkungen werden von Begrenzungen aller sonstigen sozialen Entfaltungsmöglichkeiten begleitet. Da jüdischen Kindern der Schulbesuch verboten worden war, organisierten die Eltern einen schulähnlichen Unterricht im geschützten Rahmen ihrer privaten Wohnungen.

90. Segment (Zeilen 1520-1542)

I: Zu dieser Zeit war ihre beste Freundin

E: schon nicht mehr hatte sich schon distanziert .. seit 39 seit Hitler gekommen ist und hat aus –eh- ausgeschrieben das Juden dürfen nicht dort und nicht dort ..

I: Wie denken Sie sich das, sie war doch auch noch ein kleines Mädchen

„E: Ja sie war genau so alt wie ich der Vater hat ihr das vorgemacht ich hab auch nie zu ihr gehabt irgendeine Vorwürfe oder so etwas ... sie hat gefolgt den Vater .. kann sein ich habe Ihnen vorher gesagt das er Angst hatte er wird die Stelle verlieren und so weiter kann sein das das der Grund war und wir waren doch bekannt –eh- und die die das Haus der Eingang war bekannt also man hätte sie gesehen hereinzukommen oder mich zu ihr dann wäre das bekannt geworden also hatte er gesagt nein .. ihre größere Schwester die Freundin von meiner Schwester die war auch nicht mehr die war schon damals dreizehn gut –eh- heute kann ich verstehen das eine Familie Vater von so vielen Kindern Angst hat um seine Stellung wenn kein Verdienst ist nichts zu essen und –eh- die Mutter hat doch nie gearbeitet aber trotzdem war das schwer für mich .. ich kann mich nicht erinnern das ich seit damals eine richtig Freundin das so nahe war das ich alles bespreche oder so .. also hat mich das doch getroffen .. vorsichtig geworden sich nicht zu verbrennen .. ein gebranntes Kind, ja? das ist zu verstehen nachher man geht doch so viel von einem Platz in andern und –eh- so viele Eindrücke und –eh- Veränderungen (16 Sek.) (((laut erschöpft))) ja.“

Aus Angst vor der Enttäuschung, einen engen Freund oder eine enge Freundin zu verlieren, so die Autobiografin in einem eigentheoretischen

Kommentar, sei sie als ein „gebranntes Kind vorsichtig geworden“. Daneben rechtfertigt sie nachträglich das Verhalten ihrer einstigen Freundin und insbesondere das Verhalten deren Vaters, was von der Autobiografin jene Abwehr impliziert, als sei sie der Grund für die Distanzierung ihrer Freundin. Stattdessen abstrahiert sie die Beweggründe der Freundin, sie sei dem „Vater gefolgt“, der „Angst hatte, er wird die Stelle verlieren“. Damit wehrt sie darüber hinaus ihre Stigmatisierung ab, die ihr von außen zugeschrieben worden war und mit der sie sich weder identifizieren konnte noch wollte. Die Angst vor freundschaftlicher Nähe zu einem anderen Menschen bleibt biografisch relevant. Daneben offenbart sie in diesem Segment, dass sie durch diesen Vorgang „doch getroffen“ worden sei, d.h. sie scheint diese innere Veränderung als biografisch relevante Konsequenz der Verfolgung für sich zuzulassen und kann diese demzufolge auch in diesem Interview mitteilen.

91. Segment (Zeilen 1543-1556)

„I: Würden Sie nochmals nach Deutschland fahren wollen?
 E: Ich bin eingeladen XX hat mich schon x-Mal eingeladen ... ich weiß nicht ich hab irgendwie (((erschöpft atmend))) die Jugend von heute hat mir nichts getan ... aber ich weiß nicht ich wollte nach Weikersheim auch nicht fahrn aber –eh- ich bereu nicht das ich dort war .. das Land ist sehr schön und das Land kann nichts dafür ((leise)) für die Menschen + -eh- zum Beispiel in Österreich war ich auch nicht .. und möchte überhaupt nicht hinfahrn überhaupt nicht jetzt (((Anm.: zur Zeit des Interviews bildete sich die FPÖ-ÖVP-Regierung in Österreich))) ... trotzdem .. wenn ich fahren möchte möchte ich fahren nicht in die Städte außerhalb die Städte .. es stört mich nicht die Sprache ich hab –eh- Kabels und schau Deutschland deutsche Sprache das heißt deutsche Sendungen an es stört mich nicht aber ich habe immer irgendwie Angst das ich anstoße an etwas das mich (wieder aus) so wie dieser Geburtstag von Hitler .. und das ist ganz gut möglich . noch ...“

Für die Autobiografin war es nicht leicht nach Deutschland zu reisen. Die Erfahrung mit der Gastwirtin unterstützt ihr Misstrauen gegenüber „den Menschen“ in Deutschland. Sie spürt Unbehagen bei dem Gedanken nach Deutschland zu fahren, obwohl sie rationalisiert, dass „die Jugend von heute“ ihr „nichts getan“ habe. Ihre Angst, dass sie irgendwo „anstoße an etwas“, was ihre Erinnerungen resp. ihre Traumata verstärken könnte, bleibt für sie auch als Angst vor antisemitischen Anfeindungen in Deutschland virulent, wobei sie zur Zeit des Interviews im Gegensatz dazu eine Reise nach

Österreich auf keinen Fall in Erwägung ziehen würde.³ Die Unterscheidung zwischen Stadt und Land war als Thema bereits in diesem Interview von ihr erwähnt worden. Als Kind vom Land fühlte sie sich gegenüber den damaligen Stadtkindern privilegiert, da sie aus heutiger Sicht annimmt, dass die Verfolgung in der Stadt weitaus negativere Ausmaße angenommen hatte, als diejenige auf dem Land. Auf jeden Fall fühlt sie sich dazu genötigt, sich bei einem Aufenthalt in Deutschland zu den Deutschen im Kontext ihrer Erfahrungen verhalten zu müssen, was eine unbefangene Begegnung erschwert.

92. Segment (Zeilen 1556-1585)

„außerdem und was mich mehr stört wie alles .. ((leise)) Antisemitismus + ich hab den Eindruck trotz allem trotz allem Gerede wir sind nicht beliebt nirgends auf der Welt ich weiß nicht warum

I:

Mit mir meinen Sie

E: **Juden** ... es ist mir ich kann mir das nicht erklären warum zum Beispiel ich hab nicht einmal gehört –eh- Menschen Christen sprechen darüber ich weiß ich hab eine bekannten Juden der ist in Ordnung .. und woher weiß er das der andere nicht in Ordnung ist ... also –eh- das ist **so** eingepflanzt bei den Menschen das wird noch Generationen dauern bis das wirklich weg ist und inzwischen wächst wieder ein anderer –eh- Hass ... also ich kann mir ich kann mir –eh- erklären zwischen –eh- einfachen Menschen dieser Hass aufgekommen ist .. –eh- ich will mir das so erklären zum Beispiel es war ein Arbeiter ein Christ und ein Jude der christliche Arbeit bekommen am Freitag ein Gehalt und ein Jude der Jude ist nach Hause gekommen und hat der Frau das Geld gegeben .. der Christ ist gegangen in die Kneipe hat –eh- -eh- hat versoffen ich weiß nicht halbe –eh- Summe und nachher ist er nach Hause gekommen und Kinder sind hungrig und man hat kein Geld für Kleidung und für für verschiedene Sache und plötzlich sieht der Jude hat alles und hat für das gute Essen und –eh- die Kinder sind gut angezogen also der Neid ((empört)) aber wir haben doch beide alle das gleiche bekommen +.. das hab ich mir so aufgeklärt weil –eh- von den Umständen nach ich hab gelesen in den Büchern was die Arbeiter gemacht haben und hab gesehen was die Arbeiter ich hab nicht gesehen zum Beispiel in einer Kneipe jüdische Männer zum Trinken und ich hab gesehen Christen ja .. also das kostet auch Geld, nein? . vielleicht irre ich kann sein aber das hat bestimmt viel Hass aufgebracht nachher die jüdischen Familien haben immer die Kinder geschickt studieren und und aufgebracht Geld die sollen weiter kommen bei den Christen war das nicht die arbeiten also sind sie Arbeiter geblieben und die jüdischen Kinder wurden Studenten und und Doktoren und Advokaten also wieder Hass ... ich denke das hat beigebracht dazu ...“

In einem theoretischen evaluativ-kommentierenden Exkurs über die Ursachen des Antisemitismus kommentiert die Autobiografin ihre Fassung von christlichen Vorurteilen gegenüber Juden und fügt nachfolgend ihre Version von Vorurteilen gegenüber Christen an. Sie deutet damit das

³ Zur Zeit des Interviews gab es eine breite öffentliche Koalition mit großen Demonstrationen

antisemitische Vorurteil an, mit dem Juden als Kapitalisten diffamiert werden, die auf Kosten von Christen leben. Durch die Beschreibung einer kollektiven Verfolgung als Juden („wir sind nicht beliebt“) kann die Erleidenserfahrung durch die Verfolgung als Individuum gemildert werden, d.h. ihr Leid ist nur das Leid unter vielen. So wird die Erleidenskarriere der Autobiografin kollektivistisch und die positiv erinnerten Biografieanteile individuell erfahren, was auch die Zeit der Verfolgung von dem Leben sowohl davor als auch danach trennt. Damit wird die Erleidenszeit von ihr nicht als individuelle Demütigung erfahren und abzuschwächen versucht.

93. Segment (Zeilen 1586-1604)

- „I: Wurden in ihrem Elternhaus die Feiertage begangen?
 E: Ja also wir wussten immer wir sind jüdische Kinder wir haben nie gehabt einen Weihnachtsbaum immer Chanukka und ich hab gewusst bei meiner Freundin war ein Weihnachtsbaum und ich hab auch gewusst hab mitbekommen wie man das man Geschenke machen will und so weiter und so weiter –eh- ich hab –eh- alle Feiertage christliche auch mitbekommen ((leise)) (((feststellend))) aber wir waren immer jüdisch + ((laut)) also meine Eltern haben nicht verheimlicht + das wir jüdische Kinder sind ..
 I: Hat sich ihre beste Freundin für die jüdische Tradition interessiert?
 E: Nein nein nein das hat man ihr ich bin mit ihr sehr oft gegangen in eine Kirche ich hab sie begleitet die Kirche war ziemlich weit und ich bin mit ihr gegangen .. /ah/ aufrichtig es hat mir sehr gefallen ich hab gern –eh- Kirchen es ist ein feier .. ein **schönes** Gefühl in einer Kirche wenn es still ist und die Fenster sind so schön be –eh- mit Glas ja .. Bilder es hat mir gefallen aber ich hab –eh- ((leise)) sie hat sich nich + ((laut)) sie hat gewusst ja wir haben Feiertage + ... () ((lacht)) wollt mich vielleicht umstimmen .. christlich zu werden (((versöhnlich))) aber nein sie war zu klein und ich war zu klein + das nicht.“

Mit ihrer Offenheit und Neugierde hinsichtlich der christlichen Religion, die ihr von der Freundin nähergebracht wurde, offenbart die Autobiografin ihre kindliche Toleranz und Unvoreingenommenheit, die ihr letztlich selbst nicht zuteil wurde. Ihre Bewunderung für die Kirchenbauten und deren Ausstattung sowie die Stille, die sie in Kirchen genossen hat, zeugen von ihrer vorurteilsfreien Begegnung mit der christlichen Religion. Scheinbar blieb es allerdings bei diesem einseitigen Einblick in die andere Religion, da sie nicht von dem Besuch der Freundin in einer Synagoge o. ä. erzählt. Möglicherweise ironisch, erzählt sie, dass die Freundin sie „vielleicht

umstimmen“ wollte „christlich zu werden“. Diese Bemerkung reduziert Religion auf eine Stimmungslage, die nur abgewägt zu werden braucht und letzten Endes nur eine Frage des Ermessens darstellt, was auf ein rationales Verhältnis von Religion schließen lässt. Umgehend relativiert sie allerdings ihre Bemerkung dahingehend, dass sowohl die Freundin als auch sie selbst „zu klein“ waren, als dass sie sich in irgendeiner Weise hätte schuldig machen können. Dadurch nimmt sie ihre Freundin in Schutz und wehrt damit eine absichtsvolle Haltung hinsichtlich der Distanzierung von ihr ab. Gleichzeitig negiert die Autobiografin, dass sich das Verhalten der Freundin ausschließlich gegen sie als jüdische Freundin gerichtet habe, womit sie sich selbst von ihrem Identitätsschema „Opfer-Sein“ entlastet. Allerdings lässt der Abschlusskoda des Segments („das nicht“) offen, ob es nicht doch schmerzhaft Bemerkungen der Freundin gab, die die Diskrepanz zwischen ihnen förderte, d.h. dass im Interview nicht-erwähnte Gründe zu der Zerstörung der Freundschaft haben könnte.

94. Segment (Zeilen 1605-1625)

„I: Gehen sie in die Synagoge?

E: (((Erwartung des I. nicht entsprechend))) überhaupt nicht + ich finde man muss nicht beten um in eine das heißt man brauch keine Synagoge um zu beten . wenn ein Gott ist ist er überall wenn er ist wo war er? . ich glaube nicht an Gott . es ist eine Religion aber ich glaube nicht an Gott . das haben sich alles die Menschen ausgedacht .. und mit manchmal guten Ideen . die man nie eingehalten hat .. zum Beispiel die Kreuzkriege waren auch im –eh- Wort des Gottes aber wie viel Schaden sie auf –eh- gemacht haben –eh- die Religion war immer gut gemeint und immer schlecht –eh- -eh- erfüllt (((nachdenklich, sich selbst vergewissernd))) nein ich glaube nicht an Gott + wann sonst war er zu sehr weg .. mit sich beschäftigt oder blind ... ich denke einmal war die Religion sehr wichtig . Furcht vor Gott hat man nichts Schlechtes getan ja? .. die die ganz Frommen sind doch ganz ganz bescheuert .. wie kann man heute noch so sein wie vor 2000 Jahren wie kann man von den Menschen heute das verlangen wie vor 2000 Jahren das ist doch unmöglich .. warum soll man heute gehen in eine Mikwe (((Anm.: Ritualbad))) das heißt zum Bad wenn jeder hat zu Hause ein ein ein saubere –eh- -eh- Dusch und Badezimmer . aber damals war es sehr wichtig und sehr gut weil sonst möchten die Menschen überhaupt in Schmutz vergehen heute ist das verjährt die die glauben das nicht kommen nicht vorwärts . gut das werden wir bestimmt nicht (((erschöpft durchatmend))) lösen .. /“

Nach einer für die Autobiografin überraschenden gegenwartsbezogenen Nachfrage von mir als Interviewer detailliert sie ihr rationales Verhalten zu Religionen im Allgemeinen und zur jüdischen Religion im Speziellen. Dabei unterscheidet sie zwischen dem institutionalisierten Glauben („man brauch

Sie eröffnet dem Interviewer zu Beginn dieses Segments die Möglichkeit weitere Fragen zu stellen und fragt umgehend mit einem „oder“ nach, ob überhaupt noch Bedarf nach weiteren Fragen besteht und dabei hofft sie inständig, dass das Interview doch bald zu Ende sei. Ihre Höflichkeit und das Wissen um die Bedeutung dieses Interviews für beide Beteiligten verhindert, dass von ihr das Interview abgebrochen resp. beendet wird. Um ihr zu ermöglichen, noch für sie Bedeutsames zu erzählen, was bisher unerwähnt geblieben war, stelle ich ihr die entsprechende Frage. Sie ratifiziert zunächst ein erneutes Erzählschema nicht, was darauf schließen lässt, dass die Autobiografin eine Beendigung des Interviews wünscht. Sie rechtfertigt diesen Wunsch indirekt mit der Aussage, dass es „doch so eine lange Zeitspanne“ ist und möchte meine von ihr vermutete Enttäuschung darüber abmildern, indem sie mich tröstet, dass „die anderen Mädchen (...) das vervollständigen“ werden. Mit den „anderen Mädchen“ sind ihre Zimmergenossinnen vom Kinderheimzimmer in Theresienstadt gemeint, von denen ich - vom Zeitpunkt dieses Interview ausgehend - einige zu interviewen beabsichtigte. Als ich ihr daraufhin entgegnete, dass es mir „um ihre Geschichte“ gehe, die mich interessiert, erzählt sie weder weiterhin ihre Geschichte. noch beendet sie das Interview direkt, sondern erzählt anekdotenhaft eine Kuriosität von einer ihrer ehemaligen Zimmergenossinnen aus Theresienstadt („Grusa“) und verweist auf die Vielgestaltigkeit der einzelnen Lebensgeschichten von Menschen, die zumindest in der Zeit in Theresienstadt für sie die Funktion von signifikanten Anderen innehatten. Es wird erneut sichtbar, dass die Erlebenszeit als kollektives Ereignis in der Erfahrungsaufschichtung abgelegt ist.

96. Segment (Zeilen 1643-1650)

„I: Reden Sie mit Ihrem Mann über die Zeit?

E: Nein . ich hab überhaupt nicht davon gesprochen . mit niemandem . das erste war eigentlich mit dem Buch 28 ((leise)) das ich das niedergeschrieben hab + und –eh- selbstverständlich –eh- für die Deutschen das wir eingereicht haben –eh- Auszahlungen –eh- zum Beispiel Gesundheitsschaden für mein –eh- Rücken dann musste ich mich wieder erinnern und verschiedene Einzelheiten angeben das das ja aber sonst .. ((sehr leise)) nichts + ...“

Das jahrzehntelange Schweigen wird in den 90er Jahren durch die Bitte zur Mitarbeit an einem Buchprojekt unterbrochen. Die Autobiografin beteiligt sich – „selbstverständlich“ – und schreibt ihre Geschichte auf, fokussiert auf das Kinderheim in Theresienstadt. Erleichternd wirkte hierbei die Eingrenzung ihrer Geschichte auf die kollektiven Erfahrungen im Theresienstädter Kinderheim und nicht auf individuelle Erleidensprozesse sowohl während als auch nach der Verfolgungszeit. Außerdem war die schriftliche Form der Berichterstattung ein weiterer Schutz vor „zuviel“ Offenbarung ihrer Lebensgeschichte. Das gleiche gilt für das Verfassen von Berichten zur Erlangung von sogenannten Wiedergutmachungszahlungen der Bundesrepublik Deutschland. Somit gilt dieses Interview als die erste, die ganze bisherige Lebenszeit berücksichtigende, autobiografische Erzählung meiner Interviewpartnerin. Auch ihr Ehemann, ihre Kinder und ihre Freunde waren bisher nicht Ohrenzeuge ihrer Lebensgeschichte. Sie scheint diesen Umstand zu bedauern, denn der leise Abschlusskoda dieses Segments („aber sonst ... nichts ...“) deutet auf die Leere des Schweigens der vergangenen Jahrzehnte hin, die möglicherweise jetzt, zum Zeitpunkt des Interviews oder auch schon früher mit dem Einsetzen des Interesses an ihrer Lebensgeschichte, nicht mehr in dem Maße gefüllt werden kann, was, in den Augen der Autobiografin, eine frühzeitige Aufarbeitung durch Sprechen über ihre Lebensgeschichte ermöglicht hätte. Unglücklicherweise empfindet sie diese Leere als ein Versäumnis. Aber die Schwierigkeit über die eigenen Traumata zu sprechen, wird auch dadurch manifestiert, wenn es niemanden gibt, der zuhören möchte und Fragen stellt. Somit offenbart sich ihr Schweigen nicht nur als ein individuelles Versäumnis, sondern auch als eine Unzulänglichkeit ihrer sozialen Welt.

97. Segment (Zeilen 1651-1661)

„I: Glauben Sie, dass es Zufall ist, dass Ihr Mann auch verfolgt wurde und sie sich kennen gelernt haben?

E: (((beschwichtigend))) Nein nein nein nein überhaupt nicht + das war wir sind zu zufällig im gleichen Kibbuz angelangt in mir scheint er ist eine Woche später angekommen als ich **Zufall** ganz Zufall . nein das hat bestimmt nicht –eh- eine Rolle gespielt was **ja** wahrscheinlich er war er ist viel älter wie ich –eh- und –eh- **wahrscheinlich** hat irgendwie eine Vaterrolle bei mir –eh- eh- mitgespielt . er ist 16 Jahre älter wie ich und damals war ein großer Unterschied ich war im

ganzen 19 . 18 und er war schon über 30 also kann sein das war der Grund . sonst (((holt tief Luft, ist sehr erschöpft))) ja ..“

Die gemeinsame Verfolgungserfahrung scheint für die Autobiografin kein Motiv, die erste Begegnung mit ihrem jetzigen Ehemann zu erzählen. Der hohe Grad der Beschwichtigungsbemühungen verweist entweder darauf, dass sie mein Vorurteil diesbezüglich abschwächen möchte oder ich habe einen prekären Punkt angesprochen, der sie möglicherweise als Opfer des Holocaust zu identifizieren vermag, was sie nicht zu bestätigen vermag. Der folgende eigentheoretische Kommentar, sie habe sich einen älteren Mann ausgesucht, der ihren Vater ersetzen sollte, erscheint plakativ und lediglich eine Form einer alternativen abwehrenden Begründung zu sein, warum sie und ihr Mann auf keinen Fall aufgrund der beiderseitigen Verfolgungserfahrung zueinander gefunden haben könnten.

Die Autobiografin wirkt mittlerweile zutiefst erschöpft und ihre Erzählpassagen werden schrittweise kürzer.

98. Segment (Zeilen 1661-1672)

„jeder von uns könnte ein ganzes Buch schreiben ich denke ... was mich am meisten –eh- bewegt hat darüber zu reden und zu schreiben das ist die Tatsache das ich gehört hab in Deutschland sind Personen die sagen: Das ist nicht wahr das ist nicht geschehen und weil wir die letzte Generation sind .. die beschwören können und beweisen können das wir dort das existiert hat und das das ist keine Lüge und –eh- keine Einbildung von uns . das hat mich bewegt zu reden darüber .. es kann nicht sein das jeder einer das der der –eh- plötzlich aufsteht und sagt es war nicht das ist eine Erfindung es ist keine Erfindung außerdem wie kann das sein das man geht und sagt das ist eine Erfindung wenn man so viele soviel Beweismaterial und und und Dokumente hat und das war der Grund .. ((leise)) man darf nicht schweigen darüber .. und es darf nicht noch einmal vorkommen +“

Die Autobiografin sieht sich zum Schluss des Interviews veranlasst zu begründen, warum sie begonnen hat über ihre Lebensgeschichte zu sprechen. Neben der Motivation, den Geschichtsrevisionisten entgegenzutreten, scheint der Versuch einer Enttraumatisierung hinsichtlich der Erfahrung mit der Tante in ihrer Anfangszeit in Israel von Bedeutung zu sein. Daneben gibt es mittlerweile Menschen, die ihr aktiv zuhören und die sie ermutigen ihre Lebensgeschichte zu erzählen, weil sie ernsthaft an ihr und ihrem Leben interessiert sind. Sie möchte – aus welcher Motivation oder aus welchem Bedürfnis heraus auch immer – Zeugnis ablegen über die

Gräueltaten und spüren, dass sie über ihre Lebensgeschichte sprechen kann und als Person wahrgenommen werden, die jenseits von weiteren Stigmatisierungen akzeptiert wird.

99. Segment (Zeilen 1673-1680)

„I: Aber Sie haben viele Jahre nicht erzählen wollen
 E: Nein
 I: Weil es Ihnen schwer fiel
 E: Ja . sehr schwer . es fällt mir noch heute schwer (8 Sek.)
 (((erschöpft))) ja gut
 I: Vielen Dank für das Interview
 E: Nichts zu danken . /“

„Es fällt mir heute noch schwer.“ Mit diesen letzten Worten ist das Interview zu einem Ende gelangt. Damit verweist die Autobiografin auf ihre Ungeübtheit hinsichtlich des autobiografischen Erzählens. Umso mehr fühle ich mich geehrt und bin ihr sehr dankbar, für das Vertrauen, das sie mir als Interviewer entgegengebracht hat. Die Abschlusskoda „ja gut“ beendet das Interview.

100. Segment (Zeilen 1681-1697)

„I: wie
 lange bleiben Sie im Land?
 I: bis zum 15. Februar, ich würde gerne noch länger bleiben um mir das Land anzusehen, ich bin jetzt schon das vierte Mal in Israel, aber ich möchte mir gerne noch was ansehen
 E: unsere Fortschritte . man hat hier so viel aufgebaut –eh- noch eins wollte ich sagen mit den Golanhöhen . als wir dort herauf gingen war dort nur Stein **nichts** wenn sie heute herauf gehen sehen sie (((schwärmerisch))) ein Paradies Pflanzen und und eine Stadt und Kibbuzim und alles bebaut und bepflanzt und herrlich schön + (((zynisch))) bestimmt wollen sie das zurück . wir haben Steine bekommen und sie wollen jetzt ein schönes bebautes Land zurück + warum nicht . **ja** (((legt die Hände an die Tischkante und markiert das Ende des Interviews indem sie aufsteht))) /
 ich hoffe ich habe sie nicht zu sehr gelangweilt
 I: im Gegenteil ich bedanke mich für Ihre Offenheit und die Zeit, die sie mir geschenkt haben.“

Es schließt sich unmittelbar an das Interview eine Small-Talk-Phase an, deren Beginn ich noch anfügen möchte. Das politische Statement der

Autobiografin bezüglich des Konflikts um die Golan-Höhen beginnt mit einer unpersönlichen Aussage („man hat hier viel aufgebaut“) und formt sich zu einer kollektivistischen Sicht („als wir dort herauf gingen“; „wir haben Steine bekommen“), die auf ihre Identifikation mit dem israelischen Staat, seiner Entstehungsgeschichte und seiner Schutzfunktion für Juden aus aller Welt verweist – ein Staat, der auch für sie, die aus einer schutzlosen und zerstörten ehemaligen Heimat kam, ein neues Zuhause bietet.